Band 932 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

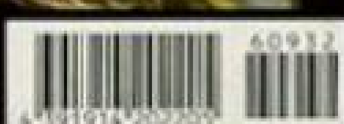
Die große Gruselserie von Jason Dark

Grausame Zeit

Band 932 • DM 2,20

Schweiz Fr.2.30 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Grausame Zeit

John Sinclair Nr. 932

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 14.05.1996

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Grausame Zeit

Alfons Buzea erhob sich von seiner Pritsche, als er das harte Geräusch hörte, das das Zurückschieben des Außenriegels an der Tür begleitete. Dieses Geräusch kam ihm anders vor als sonst, denn er wußte, daß er es heute zum letztenmal hörte. Die Tür war offen, weitere würden folgen, und am Schluß stand die Freiheit. Er lächelte. Noch öffnete der Wärter nicht. Er wartete auf den zweiten Mann. Sie hatten ihn immer zu zweit begleitet, und das trotz des Personalmangels in deutschen Gefängnissen, dachte Buzea spöttisch. Außerdem waren sie bestimmt wütend darüber, daß er es überstanden hatte. Die Zeit lag hinter ihm. Die langen Jahre, die er tatsächlich bis zum letzten Tag »ausgekostet« hatte. Genau acht Jahre und dreiundzwanzig Tage. Und in dieser Zeit hatte er sich gut gehalten, doch er hatte nichts vergessen, gar nichts. Er hatte sich nur vorgenommen, raffinierter an die Dinge heranzugehen und seine wahren Motive zu verbergen. Blut würde fließen, das schwor sich Buzea. Blut im Namen eines anderen, der ihn nicht im Stich gelassen hatte!

Er schaute sich in seiner Zelle um, ebenfalls zum letzten Mal. Seine Tasche hatte er bereits gepackt. Viel enthielt sie nicht. Sie hatten ihm seine Zivilkleidung schon einen Tag zuvor gegeben, sie war sogar gereinigt worden.

Die graue Hose, das Hemd, die Jacke im Pfefferund-Salz-Muster. Auch die alten Schuhe, die ihm ebenso paßten wie die Kleidung. Zugenommen hatte er nicht.

Da war die Pritsche. Das Waschbecken. Die Toilette. Das Regal. Der Schrank, dessen Türen offenstanden. Er enthielt keine persönlichen Dinge mehr. Bilder hingen nicht an den dicken Wänden.

Die Zelle mit dem vergitterten Fenster war ihm so vertraut geworden, aber er haßte sie trotzdem. Er haßte die Zelle und das ganze Zuchthaus, und er haßte die Menschen, die darin arbeiteten.

Buzea ging einen Schritt zur Seite, dann noch einen. Er war nicht zu hören gewesen, denn im Laufe der Zeit hatte er es sich angewöhnt, lautlos zu gehen.

Man schlich, man war ruhig, aber man steckte voller Spannung. Er hatte sie bisher unterdrücken können. Sehr bald schon würde sie sich lösen, auch wenn sie ihn beobachteten. Aufhalten konnten sie ihn nicht, das stand fest.

Alfons Buzea war nicht grundlos zur Seite gegangen. Er wollte sich in dem kleinen Spiegel betrachten.

Sein Gesicht malte sich darin ab. Der Kopf mit den kurzen Haaren, die leicht angegraut waren. Ließ er sie länger wachsen, wurden sie noch grauer. Und das mit fünfunddreißig. Scheiß Knast! Die hohe Stirn, die beinahe geraden Augenbrauen, die kantige Nase, der Mund mit den schmalen Lippen. Buzea konzentrierte sich auf seine Augen und mußte lächeln. Wenn er etwas an sich liebte, dann waren es die Augen, die kalten Kugeln, wie er immer sagte. Spiegelbilder der Seele. Aber wenn das stimmte, dann hatte er keine Seele, denn seine Augen zeigten keinen Schimmer Gefühl. Sie waren blaß und ohne Farbe. Sie waren wie hartes Glas.

Er nickte sich zu.

Er war zufrieden.

Dann drehte er sich um, denn ein zweites, ihm sehr bekanntes Geräusch war an seine Ohren gedrungen Jemand hatte von außen einen Schlüssel im Türschloß gedreht.

Jetzt waren sie da.

Buzea machte es ihnen leicht. Er drehte sich wieder und schaute gegen die Tür, die aufgestoßen wurde. Ein flüchtiges Grinsen huschte über seinen Mund, als er sah, daß nur ein Wächter gekommen war. Diesmal hatten sie auf den zweiten verzichtet.

Als Abholer hatten sie ihm den Henker geschickt. Der Mann hieß so, weil er auf seinem linken Arm eine Tätowierung trug, die einen

Henker mit seinem Fallbeil zeigte.

Buzea wußte nicht mehr, wie dieser kompakte und breitschultrige Mann wirklich hieß, den Namen hatte er einfach vergessen. Es war ihm auch egal.

Der Henker blieb in der offenen Tür stehen und schaute ihn an. Buzea gab den Blick zurück. Diesmal nicht kalt und hart, sondern leicht spöttisch, denn er wußte, daß es sein Tag war. Er war gespannt, was ihm der Wärter zu sagen hatte.

Sie kannten sich schon lange. Sie waren Feinde, sogar Todfeinde. Der Henker hatte seinem Haß immer freien Lauf gelassen, er hatte dafür gesorgt, daß Buzea die dreckigsten Arbeiten bekam, und der Gefangene hatte sie erledigt - ohne zu klagen. Er wußte genau, was er tun und was er möglichst vermeiden mußte. Schließlich warteten sie nur darauf, seine Strafe zu verlängern. Sich da Gründe einfallen zu lassen, ging leicht.

»Du kannst kommen!« sagte der Henker.

Buzea nickte nur. Er hob seine Stofftasche an und ging auf den Henker zu, der keine Anstalten traf, zur Seite zu weichen, deshalb blieb Buzea stehen.

»Ist noch was?«

»Ja.«

»Dann sag es.«

»Du wirst jetzt freikommen.«

»Das weiß ich.«

»Ich gebe dir einen Rat.«

»Bitte!« Buzea lächelte, weil der Henker schwitzte. Die Entlassung ging ihm an die Nieren.

»Tu es nie wieder! Laß die Kinder in Ruhe! Schaff sie nicht zum Teufel oder wie auch immer. Tu das nicht, Buzea.«

Alfons blieb gelassen. »Sonst noch was?«

»Ja, da wäre noch etwas. Komm nie in meine Nähe, sonst werde ich wirklich zum Henker.«

»In deine bestimmt nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Ich kenne nicht mal deinen Namen.«

»Dann sag ich ihn dir jetzt, damit du ihn dir merken kannst. Ich heiße Cichon, Anton Cichon, und vielleicht schreibe ich mal auf deinen Grabstein, daß du durch mich in die Hölle gefahren bist, Buzea.«

»Dazu gehören zwei.«

»Ich weiß.«

Buzea grinste. »Können wir jetzt gehen?«

»Sicher, der Direktor wartet. Er will noch ein paar Worte mit dir reden.«

»Darauf freue ich mich.«

Der Henker sagte nichts und trat zur Seite, so daß Buzea die Zelle verlassen und in den Gang hinaustreten konnte. Um diese Zeit war er so gut wie leer, da die meisten Gefangenen ihrer Arbeit nachgingen. Nur zwei ältere Männer waren dabei, den Boden zu wischen. Sie bewegten sich langsam, denn sie hatten Zeit genug, und niemand trieb sie an. Der eine hob den Kopf, als er die beiden Männer hörte. Er sah den Henker, und er sah auch den vor ihm gehenden Buzea. Der Gefangene trat zur Seite und flüsterte: »Mach's gut, Alfons!«

Mehr sagte er nicht. Er hatte in alle den Jahren kein gutes Verhältnis zu seinen Mitgefangenen gehabt. Er war auch im Knast immer ein Einzelgänger gewesen.

Buzea entgegnete: »Ja, danke - werde ich.« Der Weg führe ihn vorbei an den offenen Zellentüren. Buzea schaute nicht mal hinein. Obwohl er sich noch im Zuchthaus befand, hatte er damit bereits abgeschlossen. Es gab wichtigere Dinge zu tun, denn der Kontakt zur anderen Seite war in den letzten Jahren bei ihm noch intensiver geworden.

Das Büro des Direktors lag in einem Nebentrakt, aber auf derselben Etage. Die beiden Männer durchquerten den Sicherheitsbereich, dann wurde eine schwere Tür elektronisch und mit Hilfe einer Codekarte von einem anderen Beamten geöffnet, und schon betraten sie eine andere Welt, zumindest im Vergleich zu der, die hinter Buzea lag.

Eine nüchterne Büroatmosphäre herrschte vor, die sich auch im Vorzimmer des Direktors fortsetzte, wo ein Sekretär dabei war, Akten zu studieren. Der junge Mann schaute auf, als die beiden Besucher das Büro betraten. Sein Blick saugte sich an Buzeas Gesicht fest, aber er schaute schnell wieder zur Seite, da er den kalten Blick nicht ertragen konnte.

»Wir sind angemeldet«, sagte der Henker.

»Ich weiß, der Direktor erwartet Sie.«

»Können wir durchgehen?«

»Ja.«

Buzea hatte noch eine Frage. »Wollt ihr mir keine Handschellen anlegen? Das habt ihr doch sonst so gern getan.«

Cichon schüttelte den Kopf. »Darauf verzichten wir. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du dich während der Entlassung zu irgendwelchen Dummheiten hinreißen läßt.«

»Man kann ja nie wissen.«

Der Henker klopfte zweimal an die Bürotür des Direktors, dann öffnete er und ließ Buzea vortreten.

Lautlos näherte der sich dem Stuhl, der vor dem Schreibtisch des Direktors stand. Das Büro war ziemlich geräumig. Gitter gab es keine vor den Fenstern, dafür bestanden die Scheiben aus Panzerglas.

»Nehmen Sie Platz, Herr Buzea.«

»Danke.«

Der Henker blieb an der Tür stehen, als schien er Buzea doch nicht zu trauen.

Direktor Müller war ein Mensch mit gelblicher Gesichtsfarbe, traurigen Augen und einem blassen Oberlippenbart. Er wirkte so, als hätte man ihn in diesen Job hineingepreßt. Da er aber Beamter war, zog er ihn bis zu seiner Pensionierung durch, egal, ob er Magengeschwüre bekam oder nicht.

»Ihre Akte mußt ich Ihnen nicht erst vorlesen, denke ich.«

»Es hegt an Ihnen, Herr Direktor.«

»Sie waren über acht Jahre bei uns, nicht?«

»Stimmt.«

»Und man hat Ihnen keinen Tag geschenkt.«

»Stimmt auch.«

Müller lehnte sich zurück. »Haben Sie einmal darüber nachgedacht, weshalb dies geschah?«

»Immer. Ich hatte ja Zeit genug.« Er lächelte. »Ich habe immer darüber nachgedacht und bin auch zu einem Ergebnis gekommen. In diesem Haus gibt es eben keinen Platz für Individualisten.«

»Genau.«

»Wie kommen Sie dazu?«

»Ich gehörte keiner Bande an. Ich habe kein Heroin verkauft, ich habe keine Raubzüge begangen, und ich habe diese Leute ja als meine Mitgefangenen erlebt. Sie waren Herdentiere, und deshalb hat man ihnen wohl auch Monate oder manchmal Jahre geschenkt.«

Der Direktor ließ sich Zeit mit einer Antwort. »So sehen Sie es, Herr Buzea?«

»Ist das falsch?«

»Bestimmt.« Müller nickte. »Ganz bestimmt sogar, denn ich habe mich mit Ihnen beschäftigt. Natürlich mit den Dingen, die in Ihren Akten standen und dort habe ich genug über Sie herausfinden können. Es stimmt, Sie haben nicht gedealt, sie haben keinen Menschen umgebracht, aber was sie getan haben, war ebenso schlimm. Sie haben sich Kinder geholt, um sie dem Schattenreich oder der Hölle zuzuführen. Sie haben schlimme Dinge getan, und deshalb sind Sie für so lange Zeit hinter Gitter gesetzt worden. Es hat sich inzwischen viel ereignet. Das Deutschland, in das Sie entlassen werden, ist nicht mehr das gleiche wie noch vor acht Jahren. Es gibt die Mauer nicht mehr, es gibt keinen Stacheldraht; der Eiserne Vorhang ist gefallen.«

»Ich habe auch Zeitung gelesen«, erklärte der Mann.

»Ja, das weiß ich. Ist mir alles bekannt. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie in eine Welt entlassen werden, die sich stark verändert hat. Und ich will Ihnen auch sagen, daß ich nicht darüber begeistert bin,

daß man Sie entlassen hat. Ich hätte Sie gern noch bei uns behalten, denn hier können Sie keinen Schaden anrichten.«

»Ach? - Wie meinen Sie das?«

Müller blieb gelassen, aber innerlich spürte er den Druck. Deshalb verzog er auch das Gesicht. »Ich habe leider nicht erreichen können, daß man Ihnen Auflagen mit auf den Weg gibt. Sie brauchen sich also nicht hei den Behörden zu melden. Sie sind wirklich zu einem freien Mann geworden, Herr Buzea. Ich rate Ihnen nur eines: Nutzen Sie diese Freiheit, um ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, wie man so schön sagt. Aber lassen Sie die Kinder in Ruhe! Und lassen Sie auch die von Ihnen immer erwähnte andere Seite aus dem Spiel. Ich möchte nicht, daß die Zeit des Grauens wieder beginnt. Ist das klar?«

»Ich habe zugehört.«

»Immerhin etwas.«

»Nur werde ich meinen Weg gehen und ihn mir nicht vorschreiben lassen.« Müller nickte. Er wartete noch einige Sekunden und sagte dann:

»Ich schließe daraus, daß sie sich schon gewisse Pläne gemacht haben.«

»Kann sein.«

»Geld haben Sie ja.«

»Ein wenig.«

»Sie werden es noch bekommen.« Müller hob die Schultern. »Nun ja bei anderen Gefangenen sage ich, daß ich sie nicht mehr hier sehen möchte. Bei Ihnen wäre es mir wohler, Sie eingesperrt zu wissen. Dann wüßte ich Sie sicher.«

»Das ist eine Frage der Einstellung«, meinte Buzea.

»Das weiß ich alles.« Müller erhob sich, und auch Buzea stand auf. Er grinste den Direktor an, der diesen Gesichtsausdruck nicht ertragen konnte und deshalb zur Seite schaute. Er winkte Buzea nicht zu sich an den Schreibtisch heran, um ihm zum Abschied die Hand zu reichen, wie er es bei einigen anderen Entlassenen tat. Er nickte ihm nur zu. Damit war der Mann entlassen.

Buzea drehte sich um. Er hob die Tasche an und sah wieder gegen die Gestalt des Henkers.

Cichon redete kein Wort. Er öffnete die Tür und ließ Buzea vorgehen.

»Jetzt holen wir noch deine Sachen ab.«

»Darauf warte ich.«

Kaum hatte sich die Tür hinter den beiden geschlossen, da griff der Direktor zum Telefonhörer und wählte eine bestimmte Nummer…

***

An diesem Morgen fühlte ich mich nicht besonders. Zum Glück war

es ein Samstag, da konnte ich lange ausschlafen, und das war auch nötig nach der Feier am letzten Abend.

Wir hatten richtig einen draufgemacht, wie man so schön sagt, und wir hatten die Rettung der beiden Bauchtänzerinnen gefeiert, die nicht in die Gewalt des mörderischen Skeletts geraten waren. Janina und Wilma waren hocherfreut darüber, und sie hatten auch Joachim Bertus dazu eingeladen, der mit in diesen Strudel hineingerissen worden war.

Auch mir tat es nach all den beklemmenden Fällen gut, wieder einen Sieg feiern zu können, denn ich hatte den Tod meiner Lebensretterin noch immer nicht so recht überwunden und haderte deshalb hin und wieder mit dem Schicksal.

Aber dieser Abdul war nun vernichtet worden. Unheimliche Kräfte hatten ihn vor unseren Augen zerrissen. Janina und Wilma waren frei, und die Last, die von ihnen genommen war, hatte eben zu dieser Fete geführt, aus der ich leicht lädiert herausgekommen war.

Ich erwachte ziemlich spät und kam mir vor wie durch den Wolf gedreht.

Zu versäumen hatte ich nichts, also begab ich mich an die Pflege meines Katers, der sich im Kopf und im Nacken festgesetzt hatte. Über den Geschmack im Mund möchte ich nicht reden, aber ich wollte ihn loswerden und trank deshalb einen Schluck Wasser. Die Flasche stand von der vergangenen Nacht her noch neben meinem Bett.

Danach schlief ich wieder ein.

Erst am Mittag wachte ich auf. Diesmal ging es mir etwas besser. Zwar war ich noch immer wie gerädert, verfluchte den Alkohol im allgemeinen und den Whisky im besonderen, bevor ich mich aus dem Bett wälzte und in Richtung Bad ging.

Ein normales Gehen war das auch nicht. Ich bewegte mich müde weiter, und das Rauschen der Dusche machte mich auch nicht munterer. Erst als die Strahlen auf meinen Körper prasselten, fühlte ich mich wohler. Ich genoß diese mittägliche Entspannung und hoffte, daß mir das Wasser auch den Alkoholnebel aus dem Gehirn trieb.

Denken konnte ich an nichts. Ich bewegte mich auch nur langsam, ließ mir Zeit mit dem Abtrocknen, zog frische Kleidung an und schlurfte in den Wohnraum.

Frische Luft tat gut.

Ich öffnete das Fenster.

Der Himmel über London sah grau aus, als wäre von einem Schiff aus ein riesiges Segel aufgespannt worden. Nach dem heißen August hielt sich der September zurück, was das Wetter anging. Die Luft war kühl geworden, sie roch nach Regen.

Ich atmete tief durch. Das Hungergefühl hatte sich verstärkt. Es wurde Zeit für ein kleines Frühstück. Viel Auswahl hatte ich nicht,

wollte mich aber nicht blamieren und nach nebenan gehen, um mir von Shao und Suko etwas zu leihen. So verzichtete ich auf die in die Pfanne geschlagene Eier und trank erst einmal Kaffee. Ich hatte das Radio eingeschaltet, lauschte der Musik und dem Plauderer dazwischen, der versuchte, seine gute Samstagslaune auch auf seine Zuhörer zu übertragen. Die Stimme paßte mir nicht so recht, deshalb stellte ich das Radio leiser.

Zwei Toastscheiben hüpften aus dem Röster in die Höhe. Ich klaubte sie aus den Spalten, legte sie auf den Teller und wartete, bis sie etwas abgekühlt waren.

Danach bestrich ich sie mit Orangenkonfitüre und kaute langsam vor mich hin, wobei ich ins Leere starrte, denn richtig klare Gedanken zu fassen, fiel mir noch schwer.

Das brauchte ich auch nicht. Schließlich hatten wir Samstag. Ich hoffte, daß die nächsten Stunden ruhig verstreichen würden und ich mich erholen konnte.

Am Abend würde es mir bessergehen, ich hatte da so meine Erfahrungen, und dann konnte ich mir auch einen Film anschauen, der neu in den Kinos lief. Kevin Kostners Wasseroper WATERWORLD interessierte mich. Wann kam ich schon mal dazu, ins Kino zu gehen?

Das passierte so gut wie nie. Auch wollte ich allein sein und mir später vielleicht noch einen alkoholfreien Drink in einem Pub genehmigen.

Die zwei Toastschnitten aß ich bis zum letzten Krümel, und sie taten mir auch gut.

Irgendwann räumte ich den Tisch ab, stellte alles in die Spülmaschine, die jetzt voll war, womit sich eine Spülung lohnte.

Während sie für mich arbeitete, ging ich wieder zurück in den Wohnraum. Ich war das Eisen, die Couch, der Magnet. Sie zog mich beinahe magisch an, und ich hätte mich gern hingelegt, aber dagegen hatte der moderne Quälgeist, das Telefon, etwas.

Abheben oder nicht?

Ich kämpfte mit mir, aber ich hob ab, denn dieses helle Tuten ging mir auf die Nerven.

Mit dem Apparat in der Hand wanderte ich durch den Raum, nachdem ich mich gemeldet und erklärt hatte, daß eigentlich mein freier Tag war.

»Das weiß ich, John.«

Die Stimme kannte ich. »Harry! Harry Stahl aus Germany. Na, wenn das keine böse Überraschung ist. Wie geht es dir? Was macht der geheime Dienst, der dich engagiert hat?«

»Böse Überraschung, John?«

»Ja.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch.« Ich setzte mich in den Sessel und machte die Beine lang.
»Immer wenn du anrufst, brennt irgendwo der Busch.«
»Da gebe ich dir recht.«
»Na bitte.«
»Aber heute brennt er nicht.«
Ich staunte laut. »Wie? Er brennt nicht? Rufst du nur an, um zu fragen, wie es mir geht?«
»Unter anderem schon.«
»Aha, die Einschränkung.«
Harry lachte. »Das kann man so sagen, John, denn ich wollte nur einmal vorfühlen.«
»Wobei denn?«
»Wie dein Terminkalender in der folgenden Woche aussieht. Das würde mich interessieren.«
»Willst du kommen?«
»Nein…«, antwortete er zögernd.
»Warum interessieren dich dann mein Kalender und meine Termine?«
»Weil es sein könnte, daß ich deine Hilfe brauche.«
»In Germany?«
»Richtig.«
Ich schwieg zunächst, was Harry nicht gefiel. »Bist du jetzt geschockt?« fragte er.
»Nein, im Prinzip nicht, denn ich bin Kummer gewohnt. Wäre es nicht besser, wenn ich schon morgen bei dir eintreffe?«
»Nein, John. Privat ja, aber nicht beruflich. Ich weiß auch nicht genau, ob ich deine Hilfe brauchen werde. Es hängt noch alles in der Schwebe. Jedenfalls habe ich einen Auftrag erhalten, der am Montag, übermorgen also, beginnt.«
»Um was geht es?«
»Ich muß jemanden überwachen, der am Montag aus dem Knast entlassen wird.«
»Das macht keinen Spaß, alter Freund.«
»Du sagst es.«
»Um wen geht es denn?«
»Das ist schnell gesagt. Es geht um einen Mann, der nach acht Jahren aus dem Zuchthaus entlassen wird. Er heißt Alfons Buzea, ist Deutscher und saß ein, weil er sich an Kinder herangemacht hat, um sie in das Höllenreich zu führen.«
Ich bekam eine trockene Kehle und hatte Mühe, überhaupt einige Worte zu sprechen. »Ich habe doch richtig gehört? Dieser Buzea will Kinder in das Höllenreich führen?«
»Leider.«
»Scheiße!« murmelte ich. In meinem Hals hing der Kloß wie ein Teerklumpen, und auch eine Gänsehaut strich über meinen Rücken.

Ich merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg und hinter den Schläfen anfing zu pochen. Ausgerechnet Kinder. Wenn ich jemanden verachtete, dann waren es Personen, die sich an Kindern vergriffen, denn sie konnten sich nicht wehren. Ich merkte, wie meine Handflächen feucht wurden. Der Schweiß ließ sich nicht mehr zurückhalten. Mein heftiges Atmen war auch Harry Stahl aufgefallen.

Besorgt fragte er: »Was ist mit dir, John? Du hörst dich so seltsam an.«

»Kein Wunder.«

»Du denkst an die Kinder?«

»An wen sonst?«

»Ich ebenfalls.«

»Kommen wir zur Sache, Harry. Es geht um jemanden, der entlassen worden ist und deshalb gesessen hat, weil er Kinder tötete.«

»Nein, nicht tötete, aber er hat sie für sich eingenommen. Er hat sie praktisch in einem seelischen Netz gefangen. Er hat sie auf das Höllenreich vorbereiten wollen, und dies wäre ihm auch beinahe gelungen. Im letzten Augenblick ging er der Polizei ins Netz, und die Kinder waren gerettet. Das passierte vor meiner Zeit, noch vor der Wende, aber jetzt wird er entlassen, und man befürchtet Schlimmes.«

»Das heißt, er könnte von vorn beginnen und es diesmal bis zum Ende treiben.«

»Das ist unser Problem. Man hat mich ausgesucht, um ihn unter Kontrolle zu haben.« Harry lachte etwas hölzern. »Du weißt ja, ich bin mittlerweile zu einem Mädchen für alles geworden.«

»Was willst du tun?«

»Meinem Job nachgehen und diesen Hundesohn beobachten. Ich weiß, daß er verdammt gefährlich ist. Damit könnte ich zurechtkommen, aber ich weiß nicht, wer genau hinter ihm steckt und ihm seine Kraft gibt. Es kann zu einer Konfrontation mit dem Teufel oder der Hölle kommen, und dann könnte ich schon deine Hilfe gebrauchen.«

»Das sehe ich ein«, murmelte ich.

»Aber noch ist es nicht soweit. Es sind alles Hypothesen. Ich weiß nicht, wie sich die Dinge ab dem nächsten Montag entwickeln.«

»Was hast du denn für ein Gefühl, Harry? Was sagt dir dein Bauch?«

»Ich habe kein gutes Gefühl, das mal vorweg. Ich kenne diesen Buzea nicht, nur vom Foto. Ich kenne aber sein Vorleben, er war ein schlimmer Mensch.«

»Wie ist er denn an die Kinder herangekommen?«

Harrys Stimme klang dumpf. »Das ist ja eben das Traurige an der Sache, John. Er war von Beruf Erzieher. Deshalb gelang es ihm ziemlich schnell, sich die Kinder zu holen und sie entsprechend zu beeinflussen. Er hat ihnen von der Schönheit der Hölle eerzählt und

davon, daß der Teufel auf ihrer Seite steht Das zumindest habe ich den Protokollen entnehmen können. Er hat sie veranlaßt, sich Mutproben zu unterziehen. Da sind schlimme Dinge passiert. Er war mit ihnen auf alten Friedhöfen, in Leichenhallen und so weiter Er hat Blut fließen lassen, er hat vor ihren Augensakrale Gegenstände entweiht, aber er hat nicht getötet, und deshalb konnte man ihn auch nicht länger einbuchten.«

»Befürchtest du, daß es jetzt, wo er frei ist, zum Schlimmsten kommen kann?«

»Richtig, John, Er hat in den acht Jahren Zeit genug gehabt, sieh alles genau zurechtzulegen. Er wird geplant haben, und er wird rücksichtsloser sein denn je. Ich weiß nicht, ob man ihn noch als einen Menschen bezeichnen kann oder eher als Diener des Teufels. Das alles will ich dahingestellt sein lassen, aber mir steht eine harte Zeit bevor, denn er darf mich auch nicht sehen.«

»Stimmt, Harry. Wenn das alles so ist, wie du es dir vorstellst, bin ich froh, daß du mich schon einmal vorgewarnt hast. Ich könnte natürlich morgen fliegen, dann wäre ich bei dir und…«

»Nein, laß das mal. Noch ist nichts passiert.«

»Eben.«

»Ich weiß, wie du das meinst, John, doch ich bin auch nicht von gestern. Sollte mir der Fall aus dem Ruder laufen, rufe ich dich an.«

»Da wäre der Montag schon gut. Wenn es eben geht, sitze ich auf Abruf bereit.«

Er lachte jetzt. »Das, mein Lieber, habe ich tatsächlich erreichen wollen.«

»Okay.«

»Und sonst geht es dir gut?«

»Jetzt wieder.« Ich berichtete ihm von meiner Sause, und Harry, dem der Zustand danach nicht fremd war, hatte für mich vollstes Verständnis.

Jedenfalls würden wir in Verbindung bleiben. Mit diesem Versprechen beendeten wir die Unterhaltung. Nachdenklich blieb ich auf der Couch sitzen, die Stirn in Falten gelegt, das Telefon anstarrend. Was mir Harry Stahl da berichtet hatte, das hatte bei mir einen Kloß im Magen und eine Gänsehaut hinterlassen.

Ich konnte mir diesen Buzea schon jetzt vorstellen. Ein Mensch ohne Moral, dem es nur darauf ankam, dem Bösen zu dienen, und der dabei über Leichen ging.

Auch über die von Kindern?

Mir wurde beinahe übel, als ich daran dachte. Ich hatte einfach schon zu viel Grauenvolles erlebt, wobei ich allerdings noch Optimist geblieben war und mich nicht unterkriegen ließ.

Auch nicht von Typen wie Alfons Buzea.

Das Fenster stand noch immer offen. Ein kühler Wind wehte durch den Raum. Der Himmel hatte sich noch mehr bezogen. Sicherlich würden bald die ersten Tropfen fallen. Ich wollte nicht, daß es einregnete, deshalb schloß ich das Fenster.

Den Kinogang hatte ich mir schon abgeschminkt. Ich würde zwischen meinen eigenen vier Wänden bleiben und entspannen. Ein derartiges Wochenende hatte ich nur ganz selten.

Bevor ich mich abwendete, hörte ich den Regen gegen die Scheibe trommeln.

Der Himmel weinte. Kein gutes Omen, wie ich fand…

***

Es war der Montag, der von vielen Menschen gehaßt wurde. Der Tag nach dem Wochenende, wo die Arbeit begann und sich das Wetter von seiner miesen Seite zeigte.

Nieselregen, der schon in der Nacht gefallen war und auch am Morgen nicht aufgehört hatte. Der zu langen Staus in den Städten führte, der die Leute sauer machte oder aggressiv werden ließ und auch einige unter ihnen veranlaßte, dem Begriff »Blauer Montag« die Ehre zu erweisen und zu Hause zu bleiben.

Alfons Buzea störte das Wetter nicht. Er hatte die Zuchthausmauern hinter sich gelassen und wollte nicht zurücksehen. Dieses Kapitel war für ihn abgeschlossen.

Die Worte des Henkers klangen noch immer in seinem Ohr nach. Er hatte ihm geraten, ihm nicht über den Weg zu laufen, und Buzea hatte nur genickt.

Er würde ihm nicht über den Weg laufen, das stand fest. Ihm nicht, aber einer anderen Person.

Als er daran dachte, lächelte er…

Man hatte ihm seine persönlichen Sachen zurückgegeben. Dazu gehörte auch eine dünne Jacke, die ihn einigermaßen vor dem Regen schützt.

Lange brauchte er sowieso nicht durch dieses Wetter zu gehen, denn die Bushaltestelle befand sich nicht weit entfernt.

Buzea mußte sich nach links wenden. Noch ging er an den grauen Mauern des Zuchthauses vorbei, die durch den Regen noch trister wirkten, weil sie naß geworden waren.

Er sah die Pfützen auf dem Boden. Mit seinen alten Schuhen platschte er hinein und freute sich wie ein kleines Kind, wenn das Wasser in die Höhe spritzte.

Es würde sich alles regeln, das stand fest. Denn er war es jetzt, der die Regie übernommen hatte. Über acht Jahre hatten es andere für ihn getan, das war nun vorbei.

Die Wolken hingen tief über die Stadt. So tief, als wollten sie die

Häuser erdrücken, um sich auf den Boden zu legen. Die Luft war feucht. Bei jedem Atemzug fielen Tropfen auf seine Lippen.

Buzea behielt seine Umgebung im Auge, denn er war ein mißtrauischer Mensch. Er konnte sich vorstellen, daß man ihn nicht so einfach entließ, sondern einen Bewacher für ihn abgestellt hatte. Inmitten der anderen Gefangenen war er zur absoluten Unperson geworden, und nicht nur der Direktor hätte ihn gern für alle Zeiten hinter Gittern gesehen.

Sie würden sich wundern…

Er behielt seinen Schritt bei. Der Schlurfende Zuchthausschritt war ihm in den letzten Jahren in Fleisch und Blüt übergegangen.

Er ließ seine Gedanken wandern und die Phantasie malte ihm schreckliche Dinge vor, die ihm nicht so schrecklich vorkamen. Es würde eine grausame Zeit werden, das stand fest. Er sah die weißen Kindersärge vor sich, und seine Augen leuchteten auf, wenn er daran dachte, sie füllen zu können.

Das Vorspiel war vor mehr als acht Jahren passiert. Jetzt ging es zur Sache.

Das Bild verschwand, als er die Stimmen der beiden Frauen hörte.

Buzea hob den Kopf und sah die überdachte Haltestelle dicht vor sich.

Die beiden älteren Frauen trugen Regenmäntel, hielten Schirme in ihren Händen und standen neben dem hinter einer Glasscheibe versteckten Fahrplan. Er wollte nicht nachschauen, ihm war es egal, wann der Bus kam. Wenn es sein mußte, wartete er bis zum Abend.

Buzea nahm auf einer der metallenen Bänke Platz. Dort saß nur ein junges Mädchen, das auf den Bus wartete. Es hatte seine Haare unter einer Kappe verborgen, die Schultasche auf die Knie gestemmt und las in einem Buch. Die Kleine trug einen Anorak, dessen Farbe Buzea an frisches Blut erinnerte.

Er leckte über seine Lippen. Er lächelte. Er schaute sich die Kleine von der Seite an.

Du hast Glück, dachte er. Wärst du mir ein paar Tage später begegnet, würde es für dich nicht so glimpflich ablaufen. Nach diesen Gedanken verlor er das Interesse an dieser Person und widmete sich wieder seiner normalen Umgebung.

Er schaute auf die Straße, auf der nur wenige Autos fuhren. Sie rauschten allesamt über die nasse Asphaltfläche hinweg, und wenn sie durch Pfützen fuhren, wirbelten die Reifen Gischtfontänen hoch.

Ansonsten ertrank die Umgebung im Dunst. Gegenüber lag ein freies Feld, erst weiter hinten entdeckte er die Umrisse einiger Häuser, die wie starre Schatten aus dem Regen hervorwuchsen und von Dunstwolken umflort waren.

Er wartete.

In der rechten Tasche stecke ein Päckchen mit Zigaretten. Es war noch halbvoll. Er holte es hervor und zündete sich ein Stäbchen an. Dann legte er ein Bein über das andere und genoß den Qualm und die Freiheit. Erst dann kam ihm zu Bewußtsein, daß er wirklich frei war.

Hier würde kein Anton Cichon auftauchen und ihm erklären, was er zu tun hatte. Er konnte machen, was er wollte, und das würde er auch tun.

Während des Rauchens lachte er, als er daran dachte, daß ihm der Henker zum Abschluß noch seinen richtigen Namen genannt hatte.

Buzea hatte sich dafür sogar noch bedankt, aber die Frage nach dem Namen war nicht ohne Hintergedanken gestellt worden.

Es war eine friedliche Umgebung, aber Alfons Buzea traute dem Frieden nicht. Er wußte oder ging davon aus, daß man ihn unter Beobachtung hielt, nur mußte sich die andere Person geschickt verhalten, denn er sah sie leider nicht.

Sie saß in keinem Wagen, der gegenüber am Straßenrand parkte, sie war so gut wie unsichtbar, aber dem Frieden traute er trotzdem nicht.

Trotz des Tages konnte es einem anderen gelingen, sich gut zu verstecken, und sie nahmen meist Profis.

Die aber ließen sich auch abschütteln. Buzea glaubte fest daran, daß der alte Kaufhaustrick noch funktionierte. Deshalb würde er auch in die Stadt fahren und sich im Gewühl eines Kaufhauses verdrücken.

Eine Wohnung hatte er nicht. Er wollte sie auch nicht haben. Es gab genügend Plätze, wo er übernachten konnte, und ein besonderes Haus stand bereits auf seiner Liste.

Die beiden Frauen redeten noch immer, das Mädchen las, es hatte sich nichts verändert. Es rieselte, und Buzea nahm sich vor, im Kaufhaus neue Kleidung zu kaufen, unter anderem auch eine Mütze, er wollte keinen kalten Kopf bekommen.

»Der Bus hat mal wieder Verspätung!« schimpfte eine der Frauen.

»Wann sind die mal pünktlich?«

»Da hinten kommt er doch.«

»Ah ja, tatsächlich.«

Buzea schaute nach links, und das Mädchen packte sein Buch in die Tasche. Zugleich mit ihr erhob er sich. Die Kleine drehte den Kopf, sah, daß sie angestarrt wurde, und bekam große Augen. Sie erschrak heftig.

Auch Buzeas Lächeln konnte den Schrecken aus dem Gesicht der Schülerin nicht vertreiben.

Der Bus hielt in der Haltebucht. Seine Karosserie glänzte. Schmutziges Wasser rann vom Dach her an den Scheiben und auch an den Reklameflächen entlang, die gar nicht mehr so bunt aussahen.

Eine Fahrkarte bis zur nächsten Stadt hatte er mitbekommen. Ein Geschenk des Hauses hatte man ihm gesagt, aber darüber konnte er

nicht mal grinsen.

Er stieg in der Mitte ein und löste trotzdem beim Automaten. Der Bus war nur spärlich besetzt, denn der morgendliche Berufsverkehr war bereits vorbei. Seinen Platz konnte er sich aussuchen, und Buzea war froh, daß die letzte Bank frei war. Das junge Mädchen hatte dicht hinter dem Fahrer seinen Platz gefunden, um möglichst viel Distanz zwischen sich und dem Zuchthäusler zu bringen. Die Türen schlossen sich mit zischenden und schmatzenden Lauten, und der Bus setzte sich in Bewegung.

Buzea war zufrieden. Das Fahrzeug rollte an den Mauern des Zuchthauses entlang, doch der Entlassene drehte nicht mal den Kopf.

Diese Zeit war für ihn vorbei. Sie gehörte zur Vergangenheit, der würde sich nur noch um die Gegenwart und die Zukunft kümmern.

Gegenwart!

Das hieß, daß man ihm einen Verfolger auf die Fährte gesetzt hatte.

Nun, wo er im Bus saß, bestand möglicherweise eine Chance, ihn zu entdecken, und Buzea drehte sich auf seinem Sitz um, weil er zurückschauen wollte.

Er würde sich die Fahrzeuge merken, die hinter dem Bus herfuhren.

Wenn sich jemand zu lange auf die Spur gesetzt hatte, dann wußte er, daß man ihn unter Kontrolle hielt.

Das schlechte Wetter machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

Buzea knirschte mit den Zähnen, als er sah, wie hoch die hinteren Reifen des Fahrzeugs das Wasser schleuderten. Hinter dem Bus baute sich ein Vorhang aus Gischt und hauchzarten Tropfen auf, der mit Blicken nur spärlich zu durchdringen war.

Sie waren nicht allein auf der Straße, da gab es Fahrzeuge, die hinter dem Bus herfuhren, aber das Herausfiltern eines Verfolgers war so gut wie unmöglich.

Es paßte ihm nicht, und er schluckte seinen Speichel, der bitter schmeckte.

Aber er beobachtete weiter.

Zwei Wagen setzten zum Überholen an. Ob es die ersten beiden gewesen waren, konnte er nicht herausfinden, jedenfalls rauschten sie vorbei. Ein dritter schloß jetzt auf. Der Fahrer hatte auch keinen Blinker gesetzt, um einen Überholvorgang anzudeuten. Er blieb hinter dem Bus.

Es war ein dunkles Fahrzeug, aus dem nur die verwaschenen Glotzaugen der Scheinwerfer wie fahle Monde hervortraten.

Der Regen sprühte aus den Wolken. Er verwischte zuviel. Ärgerlich.

Buzea biß sich auf die Unterlippe und starrte den verfolgenden Wagen an. Warum überholte der Fahrer nicht? Inzwischen hatte Buzea die Automarke herausgefunden. Es war wohl ein Opel Omega, ein neues Modell. Auch im Knast hatte er Zeitschriften gelesen und war

über Neuerungen recht gut informiert. So kannte er nicht nur neue Autotypen, der wußte auch über die politische Wetterlage Bescheid.

Der Wagen blieb hinter dem Bus.

Bis zur nächsten Haltestelle wollte Buzea abwarten. Wenn er dann nicht vorbeifuhr…

Aber so dumm konnte doch kein Verfolger sein. Zudem war der Stopp bald erreicht. Das Fahrzeug rollte an den Straßenrand, der Name der Haltestelle war bereits aufgerufen worden, dann hielt der Bus. Zwei neue Fahrgäste stiegen einr aber keine aus.

Der Wagen war verschwunden.

Buzea wußte nicht, ob er lächeln sollte oder nicht. Er würde alles an sich herankommen lassen, das war am besten.

Auch die Umgebung veränderte sich, wie er mit einem Blick durch die nassen Seitenscheiben feststellen konnte. Es gab nicht mehr so viele freie Flächen. Der Platz zwischen den Häusern war geschrumpft, denn jetzt standen die Bauten dicht an dicht.

Sie hatten die Vororte erreicht und näherten sich der City, wo Buzea aussteigen wollte.

Das dauerte noch gute zwanzig Minuten, und den Wagen hatte er nicht mehr gesehen.

Dennoch war er auf der Hut, als er den Bus verließ und sofort ein paar Schritte zur Seite ging, um hinter einer Plakatsäule Deckung zu finden.

Er lehnte sich mit dem Rücken dagegen, auch wenn sie feucht war, und versuchte es mit einer inneren Entspannung, wie er es auch in der Zelle durchgeführt hatte.

Buzea war nach acht Jahren in eine alte, aber für ihn jetzt neue Welt zurückgekehrt. Zwar war die Innenstadt nicht überlaufen, doch auch an den normalen Trubel oder Verkehr mußte er sich erst gewöhnen, und er sah auch, daß sich das Gesicht der Stadt, die er noch von früher her kannte, an einigen Stellen schon verändert hatte. Da waren neue Bauten entstanden oder andere renoviert worden.

Ein Kaufhaus lag mit seiner Fassade genau in seinem Blickfeld. Buzea war zufrieden. Es war ein sehr bekannter Name in Deutschland, und es kam ihm sehr gelegen.

Einen Verfolger an diesem Ort oder in die Nähe zu entdecken, war so gut wie unmöglich. Da reichte auch sein Instinkt nicht aus, den er sich im Lauf der langen Zeit erworben hatte.

Er ging auf den Eingang zu.

Er duckte sich, lief schneller.

Er spürte, daß etwas nicht in Ordnung war, drehte sich um, sah Männer, die seine Verfolger hätten sein können, aber er wußte nicht, wer ihn verfolgte.

Das machte ihn wütend.

Er fluchte.
Dann betrat er das Kaufhaus.

***

Harry Stahl beneidete sich selbst nicht um seine Aufgabe. Es war nicht einfach, diesem Buzea auf den Fersen zu bleiben, besonders deshalb nicht, weil dieser sicherlich damit rechnete, verfolgt zu werden und sich entsprechend verhielt.

Harry war das Wetter sehr gelegen gekommen. Er hatte sich praktisch im Nieselregen verstecken und aus diesem Versteck hervor beobachten können.

Das Tor des Zuchthauses, später die Haltestelle. Er hatte den Bus abfahren sehen und sich hinter ihn gesetzt, wobei zwei Wagen in der ersten Zeit vor ihm waren.

Die hatten schließlich den Bus überholt, und Stahl war jetzt der direkte Verfolger.

Und er hatte Buzea sehen können. Der ehemalige Sträfling saß auf der Rückbank, so gedreht, daß er ohne Mühe nach draußen schauen konnte. Wer diese Haltung einnahm, der rechnete mit einer Verfolgung und hockte nicht so verdreht, um sich die Landschaft anzuschauen.

Harry mußte etwas unternehmen, wenn er nicht auffallen wollte. An der nächsten Haltestelle überholte er den Bus und fuhr relativ langsam weiter.

Das Ziel des Entlassenen war ihm klar. Männer wie Buzea trieb es einfach in die Innenstadt hinein, zwischen die Menschen, die sie so lange vermißt hatten.

Aber die City war recht groß, und wo stieg er aus?

Auch darüber dachte Harry nach und kam zu dem Ergebnis, daß Buzea den Bus im Zentrum verlassen würde. Genau dort, wo sich die Geschäft befanden, wo er einkaufen konnte, um sich ein neues Outfit zu geben.

Es war ein Risiko, aber Harry ging es ein. Er stellte seinen Wagen kurz vor der City ab und ging den Weg zurück bis zur Haltestelle. Er hoffte, daß ihn Buzea nicht zuvor im Auto gesehen hatte, aber das Wetter war doch schlecht gewesen, und der dünne Sprüh hatte wie eine Wand zwischen Bus und Wagen gestanden.

Harrys Herz klopfte schon, als er den Bus betrat und einen vorsichtigen Blick zurück warf.

Ja, Buzea war noch da. Er saß nach wie vor auf seinem Platz, wie ein armer Sünder auf der Bank. Die Tasche mit seiner persönlichen Habe hatte er zwischen seine Füße gestellt.

Harry fühlte, wie er sich entspannte. Er lächelte sogar. Seiner Meinung nach hatte er perfekt reagiert. Außer ihm saßen noch andere

Männer im Bus; er würde kaum auffallen, denn sein Gesicht war Buzea nicht bekannt.

Sie fuhren in die City. Es trat das ein, was er angenommen hatte. Buzea stieg erst im Zentrum aus, wo sich die Kaufhäuser befanden.

Stahl ließ den Mann vorgehen, der zunächst an der Plakatsäule Deckung fand und sich umschaute.

Sollte er. Harry war unter eine Markise geeilt, die man vergessen hatte aufzurollen, von deren Rand der Regen tropfte.

Lange blieb der Mann nicht an seinem Platz stehen. Er ging auf den Eingang eines Kaufhauses zu, und je näher er kam, um so schneller bewegte er sich.

Das Betreten des Kaufhauses glich schon einer Flucht. Aber Harry war ihm auf den Fersen geblieben, zudem bewege sich Buzea später normal und orientierte anhand der Tafeln, in welchem Stockwerk was angeboten wurde. Als er zufrieden war, bewegte er sich auf eine Rolltreppe zu und ließ sich in die Höhe fahren.

In der zweiten Etage hatte er sein Ziel gefunden. Dort konnte er sich neu einkleiden.

Harry blieb in Deckung. Er mußte jetzt achtgeben, denn viel Betrieb herrschte in dieser Abteilung nicht.

Buzea war noch immer vorsichtig und reagierte wie ein in die Enge getriebenes Tier. Zwei Verkäufer hatte er schon abgeschüttelt und schaute sich immer wieder um, und sicherlich hatte er Harry schon entdeckt, der sich für die Winter Jacken interessierte, die auf verschiedenen Ständern verteilt hingen.

Buzea suchte eine Jacke und eine Hose. Als er beides gefunden hatte, winkte er einem Verkäufer zu. Es war ein blaßgesichtiger Jüngling, der heranwieselt und dem Käufer eine Kabine zuwies, in der er sich umziehen konnte.

Buzea verschwand darin. Er zog die Tür zu und war erst mal allein.

Harry schlenderte näher. Er wollte die Kabine im Auge behalten, auf keinen Fall durfte ihm der Mann entwischen, der den winzigen Ort sehr schnell wieder verließ.

Umgezogen diesmal.

Er trug ein graues Jackett und eine hellblaue Jeans. Für ein schwarzes Hemd hatte er sich ebenfalls entschieden. Vor dem Spiegel drehte er sich ein paarmal, und der junge Verkäufer lächelte, weil er wußte, daß er einen Käufer gefunden hatte.

Buzea war noch nicht fertig. Er hielt nach einer Jacke Ausschau, die ihm über den Winter half. Er brauchte eine gefütterte, die auch das Wasser abwies.

Er entschied sich für eine graue, probierte sie an, und dies geschah alles im Blickfeld des Verkäufers und auch eines gewissen Harry Stahl, der sich allerdings im Hintergrund hielt.

Alfons Buzea ließ die Jacke gleich an und begab sich zur Kasse, wo er bar zahlte.

Stahl bekam dies alles mit. Er hatte sich seiner Meinung nach gut aufgebaut, wo er nicht so schnell entdeckt werden konnte.

Wohin würde sich der ehemalige Sträfling wenden?

Darüber hatte Harry auch nachgedacht. Inzwischen war wieder Zeit verstrichen, der Mittag lag wie auf dem Präsentierteller, und in den Restaurants ließen sich die Menschen um diese Zeit nieder, um eine Kleinigkeit zu essen oder sich vom Streß des Einkaufens zu erholen.

Das konnte auch auf Buzea zutreffen, was allerdings bei ihm nicht der Fall war, denn er verließ das Kaufhaus.

Nun gab es drei Möglichkeiten. Zum einen die normale Rolltreppe, zum anderen den Fahrstuhl, zum dritten sogar ein Treppenhaus, das allerdings mehr als Notausgang gedacht war.

Auf eine dieser Türen, hinter der das Treppenhaus lag, lief der Mann zu.

Er öffnete die Tür, drehte sich noch einmal zum Laden hin um, und Harry mußte sich ducken, um nicht entdeckt zu werden, wobei er nicht mehr sicher war, ob Buzea ihn nicht schon gesehen hatte.

Die Tür schwang langsam zu. Schwer und behäbig fiel sie ins Schloß.

Harry Stahl steckte plötzlich in einer Klemme. Er wußte nicht so recht, was er unternehmen sollte. Mit einer Hand strich er sich durch das dunkle Haar mit den grauen Strähnen, runzelte die Stirn und hätte gern Röntgenaugen gehabt, um durch die Tür schauen zu können. Er marschierte auf sie zu und zog sie auf.

Eine ungewöhnliche Luft strömte ihm entgegen. Sie war feucht, leicht muffig, trotzdem Kühl, und unter der Decke des Treppenhauses brannten kalte Leuchtstofflampen, die ihr Licht auf die Steinstufen warfen, wo es wiederum reflektiert wurde.

Stahl war vorsichtig. Er sorgte dafür, daß die Tür hinter ihm nicht zu laut ins Schloß fiel, dann ging er vorsichtig weiter, bis er das Geländer erreicht hatte; dort schaute er hinunter. Buzea hätte das Treppenhaus eine Etage tiefer schon längst wieder verlassen können. War das passiert, hatte er seine Flucht glänzend durchgeführt und Harry das Nachsehen gegeben.

Die dicken, feuerfesten Türen hielten auch den Stimmenwirrwarr aus den einzelnen Etagen fern, und so lief Harry die Treppe hinunter, wobei er sich nicht mal besondere Mühe gab, leise zu sein.

Er mußte nur schnell sein, das war alles.

Unter ihm lag die erste Etage. War Buzea dort durch die Tür gegangen, oder war er weiter gelaufen?

Harry konnte nur raten, und das wiederum gefiel ihm auch nicht. Er wurde leicht nervös und sah seine Felle davonschwimmen. Seine Vorgesetzten würden nicht begeistert sein, wenn er ihnen berichtete,

daß der Mann entkommen war.
Er zog die Tür auf.
Darauf hatte Buzea gewartet.
Harry Stahl hatte damit nicht rechnen können. Er spürte plötzlich den Druck von innen, die Tür bekam Schwung und rammte mit voller Härte gegen den Mann.
Stahl taumelte zurück. Auf den glatten Steinen konnte er sich nicht mehr halten, prallte gegen das Geländer, fiel hin und sah im Fallen den Schatten vor sich auftauchen.
Er hörte einen Knurrlaut, und dann traf ihn der Tritt!

***

Harry Stahl blieben der Schrei und die Luft im Hals stecken. Er konnte nicht mehr atmen. Er wälzte sich über den Boden und wußte, daß ihn der schwere Schuh am Hals erwischt hatte. Im Augenblick wünschte er sich weit weg, aber er blieb in der Reichweite des Mannes und hörte dessen harte Tritte als Echo über den Boden schrammen.
Er wälzte sich auf den Rücken. Sein Hals schmerzte fürchterlich. Den Mund hatte er weit aufgerissen, um endlich wieder Luft zu bekommen, aber irgendwie war die Luftröhre verstopft. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen.
Alfons Buzea sah ihn liegen. Er kam auf seinen Verfolger zu. Sein Gesicht wurde durch das Lächeln nicht verschönert, sondern entstellt, und er blieb breitbeinig vor Harry Stahl stehen, wobei er aus seinen gefühllosen Augen auf ihn herabschaute.
Stahl blickte in die Höhe. Er nahm den Mann nur verschwommen wahr, denn vor die Pupillen hatte sich ein dünner Schleier gelegt. Seine Umgebung wirkte wie in Watte eingepackt, der Hals brannte noch immer, aber er konnte zumindest jetzt wieder Atem holen. Die Lampe an der Decke war zu einem fernen, hellen und zugleich verschwommenen Planeten geworden, und er fühlte auch die Aura der Gefahr, die von Buzea ausging.
Der Schänder bückte sich. Er legte seine Hände auf die Oberschenkel und starrte Harry an. Dann sprach er: »Für wie dumm hältst du eigentlich jemanden, der acht Jahre hinter Gittern gesessen hat? Glaubst du nicht, daß einer wie ich ein Gespür für irgendwelche Verfolger bekommen hat? Der Knast hat nicht nur Schlechtes gebracht, auch Positives. Ich kann Schnüffler riechen.«
Auch wenn er es gewollt hätte, es war Harry nicht möglich, eine Antwort zu geben. Seine Kehle brannte, der Hals schien eine Wunde zu sein, und er war froh, daß er noch atmen konnte.
Buzea spie haarscharf neben ihm aus. »Ich will gar nicht wissen, wer dich geschickt hat. Ich will auch deinen Namen nicht erfahren, aber ich will dir hier und jetzt eine Lektion erteilen. Es kommt darauf an,

wie gut du in Form bist. Wenn du okay bist, überlebst du. Wenn nicht, hast du Pech gehabt.« Buzea freute sich und richtete sich wieder auf. Er rieb seine Hände, trat an die rechte Seite des am Boden Liegenden heran und hob seinen rechten Fuß.

»Ich kenne es aus dem Knast. Drei Tritte. Ich fange bei deinen Eiern an, dann höher - zwischen Magen und Brustkorb, und den letzten setze ich dir ins Gesicht.« Er schniefte. »Klar?«

Es war klar, das aber konnte ihm Harry nicht deutlich machen. Er kämpfte mehr mit sich selbst. Zwar trug er eine Waffe bei sich, doch der Versuch, sie zu ziehen, wäre bereits tödlich gewesen. Er mußte eine andere Möglichkeit finden, um zu verhindern, daß er verletzt oder sogar totgetreten wurde.

Bewegen konnte er sich. Und das war sein Glück. Zudem gehörte Harry zu den Menschen, die nicht so leicht aufgaben. Er hatte es gelernt, sich zu verteidigen und zu überleben, und dieses Training machte sich auch jetzt bezahlt.

Bevor Buzea seinen Vorsatz in die Tat umsetzen konnte, griff Harry mit beiden Händen zu. Er hatte sich dabei herumgewälzt, und die Finger umklammerten den Stoff der neuen Hose dicht über dem Knöchel.

Harry schrie und zerrte zugleich. Selbst der an Auseinandersetzungen und Schlägereien gewohnte Buzea wurde von dieser Aktion überrascht.

Das eine Bein wurde ihm förmlich weggerissen, und auch das Standbein gab ihm nicht den nötigen Halt. Er wurde zu einem unfreiwilligen Tänzer, der in der Luft schwebte, dann nach hinten kippte und hart gegen das Geländer schlug. Nicht mit dem Kopf direkt, aber der Nacken wurde schon getroffen.

Natürlich wußte Harry, daß er mit dieser Aktion nicht aus dem Schneider war. Er mußte mehr tun, er mußte besser sein, er mußte vor allen Dingen die Leere des Flurs verlassen und auch an seine Waffe herankommen, wobei er Mühe hatte, sich zu bewegen, was auch an seinem verdammten Luftmangel lag.

Deshalb rollte er sich zur Seite. Dabei sah er auch die Tür vor sich, die für ihn die Rettung bedeutete.

Hinter ihm fluchte Buzea. Er hatte diesen Aufprall abgeschüttelt, er wollte weiterhin bei seinem Plan bleiben und den anderen vernichten. Aber das Schicksal machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Es ließ auch nicht mehr zu, daß Harry seine Waffe zog. Er kniete noch, als er über sich die Stimmen der beiden Verkäuferinnen hörte, die die Stufen der Treppe herabkamen und beide Männer schon sehr bald sehen mußten.

Buzea zog daraus die Konsequenzen. Er ließ Harry zwangsläufig in Ruhe, war blitzschnell an der Tür, zerrte sie auf und huschte durch

den Spalt in den Verkaufsraum.

Stahl hatte das Nachsehen. Er war ja auch nicht so schnell wie noch vor ein paar Minuten.

Mühsam versuchte er, auf die Beine zu kommen, was ihm nicht so schnell gelang. Er fluchte über den Schwindel, dann hörte er von der Treppe her einen erschreckten Ruf. Jemand kam auf ihn zu!

Dann hatten ihn die Verkäuferinnen erreicht. Er wurde von zwei Seiten gestützt. Wie ein alter Mann. Besorgte Stimmen fragten, ob ihm übel geworden sei, und Harry erklärte, daß er ausgerutscht war.

»Das haben wir schon öfter gehabt«, sagte die ältere der beiden. »Aber was ist mit ihrer Stimme?«

»Ich habe Ärger mit dem Hals.«

»Brauchen Sie einen Arzt?«

»Nein, es geht schon. Danke, meine Damen.« Zwar fühlte er sich noch immer wie durch den Wolf gedreht, aber er konnte normal gehen, ohne Furcht davor zu haben, zu stolpern und hinzufallen.

Harry bewegte sich auf die Eisentür zu, hinter der auch Buzea verschwunden war. Nur zog er sie wesentlich langsamer auf und betrat mit matten Schritten den großen Verkaufsraum in der ersten Etage.

Harry Stahl war kein Spinner oder Träumer. Er gab zu, daß man ihn klassisch ausgekontert oder hereingelegt hatte. Alfons Buzea war inzwischen über alle Berge.

An die Folgen dachte er noch nicht, denn er hatte im Augenblick mit sich selbst genug zu tun. Harry wollte etwas trinken. Auf der Rolltreppe fuhr er hoch ins Restaurant, holte sich dort eine Flasche Saft aus der Kühlbox, ein Glas und trank sie halbleer, noch bevor er bezahlt und den Kassenbereich passiert hatte.

Wenig später nahm er an einem leeren Tisch Platz und massierte dabei seinen Hals.

Er war geschwollen und schmerzte noch. Das Schlucken tat ihm weh.

Auch von innen schien alles geschwollen zu sein, und er kühlte mit einem weiteren Schluck.

Daß es so kommen oder auch enden würde, damit hatte er nicht gerechnet. Er überlegte, was zu tun war. Es zählte zunächst, daß er den Verschwundenen fand - nur, wo sollte er anfangen zu suchen?

Die Vorteile lagen allesamt auf Buzeas Seite. Verstecke gab es unzählige für ihn, mehr als Harry lieb sein konnte.

Was blieb? Das Eingeständnis seiner Niederlage, auch den Vorgesetzten gegenüber. Und vielleicht doch der Anruf nach London, daß ihn John Sinclair am nächsten Tag unterstützte…

***

Auch Alfons Buzea fühlte sich nicht gut. Er war mit sich und der Welt

unzufrieden. Er hatte den Schnüffler abgeschüttelt, aber er wußte auch, daß dieser Fremde noch nicht erledigt war, daß er alles daransetzen würde, um seine Spur wieder aufzunehmen.

Wer war dieser Mann? Darüber zerbrach sich Buzea den Kopf, als er das Kaufhaus verlassen und Unterschlupf in einem kleinen, halbleeren Café gefunden hatte.

Hier fühlte er sich geborgen. Umgeben vom Holz der alten Tische und Korbstühle, der vergilbten Tapeten mit den ebenfalls vergilbten Drucken an den Wänden, der typischen Geräuschkulisse aus Stimmengemurmel und dem Klappern des Geschirrs.

Buzea hatte sich ein Kännchen Kaffee bestellt. Essen wollte er nichts.

Der brutale Kontakt mit seinem Verfolger war ihm auf den Magen geschlagen. Alkohol hatte er lange nicht mehr zu sich genommen, deshalb wollte er es jetzt mit einem Kirschwasser wagen, das die Serviererin zusammen mit dem Kaffee brachte. Die Frau war blond gefärbt, trug ein enges, schwarzes Kleid, hochgeschlitzt und mit einem ovalen Ausschnitt versehen, in den Buzea so aufdringlich starrte, daß es der Frau schon peinlich war und sie sich schnell wegdrehte.

Er grinste ihr nach, als er das flache Glas mit dem Kirschwasser hob, es zur Hälfte leerte und den Rest dann in die Tasse goß, um sie anschließend mit Kaffee aufzufüllen.

Er nahm auch Zucker. Auf Milch verzichtete er. Während Buzea umrührte und das scharfe Kirschwasser ihn mit Wärme durchflutete, wobei es gleichzeitig auch brannte, dachte er über den Mann aus dem Treppenhaus nach. War es ein Bulle?

Alfons schüttelte den Kopf, um sich eine Antwort zu geben. Nein, kein Bulle, der dachte eher an einen privaten Schnüffler, denn davon gab es sicherlich genug. Aber wer hätte ihm den hinterherschicken und auch bezahlen sollen?

Etwa die Eltern, deren Kinder er in seinen Bann gezogen hatte? Das lag mehr als acht Jahre zurück. Zwar war der Fall nicht vergessen, doch Buzea glaubte nicht daran, daß sich eines der Elternpaare den Tag seiner Entlassung gemerkt hatte.

Nein, dahinter mußte eine andere Personengruppe oder eine Person stecken. Er überlegte, trank, zündete sich eine Zigarette an und ließ den Blick wieder durch das Lokal schweifen.

Gab es noch einen zweiten Verfolger? Unwahrscheinlich war dies sicherlich nicht, denn oft genug arbeiteten die Schnüffler paarweise. Er betrachtete seine Umgebung mit genaueren Blicken, aber beim besten Willen wies nichts auf eine zweite Person hin. Die Frauen und Männer waren eigentlich zu alt, um diesem Beruf nachzugehen. Blieb der eine.

Den Namen kannte er leider nicht. Für wen arbeitete der Mann?

Vielleicht als bezahlter Spitzel für die Bullen oder als verdeckter

Ermittler?
Jedenfalls würde dieser Schnüffler die Beschreibung an die Kollegen weitergeben, um eine Fahndung einzulei-. ten.
Dieser Gedanke gefiel ihm überhaupt nicht, und plötzlich fühlte er sich auf seinem Stuhl wie auf einer heißen Herdplatte. Er mußte die Innenstadt verlassen.
Die Tasse leerte er noch, die Kanne aber ließ er halbvoll, als er aufstand, seine Jacke überzog und einen Geldschein sowie eine Münze auf dem Tisch liegenließ.
Er mußte weg.
Die Bedienung schaute ihm erleichtert nach, als er das kleine Café verließ. Dieser Gast hatte ihr Furcht eingeflößt. Sie sah, wie der Mann kurz vor der Tür stehenblieb, den Kragen hochschob und sich dann davonmachte.
Alfons Buzea lief zur Bushaltestelle. Er hatte Glück, daß er gleich einsteigen konnte. Er wollte zunächst raus aus der Stadt, und dann zu einem anderen, einem ersten Ziel fahren. Als er daran dachte, ging es ihm wieder besser. Seine Augen glänzten. Er wußte, daß ein gewisser Cichon mehrere Tage hintereinander Dienst hatte. Das war so geregelt worden, da übernachtete er auch in einem anderen Takt des Zuchthauses. Sein Pech, daß dieser Dienst in die Zeit fiel, als Alfons Buzea entlassen wurde…

***

Gerda Cichon hatte ihren Wagen bis dicht vor die Garage des elterlichen Hauses gefahren, in dem sie und ihr Mann seit mehr als fünf Jahren wohnten. Mutter war damals verstorben, und das Haus hatte leergestanden.
Ihre Wohnung in der Stadt hatten sie aufgegeben, denn das Haus lag im Grünen, und man hatte einen wunderschönen Ausblick bis zu den Bergen, und schuldenfrei war es auch.
Gerdas Mann blieb eine Woche im Zuchthaus und hatte anschließend einige Tage frei. An diesen Rhythmus hatten sich beide gewöhnt, und Gerda Cichon kam auch allein zurecht, denn es war ihr gelungen, einen Freundeskreis aufzubauen.
An diesem Tag war sie in der Stadt gewesen und hatte sich dort länger aufgehalten als gewöhnlich. Aber sie mußte auch einkaufen. Der Supermarkt, zu dem sie regelmäßig fuhr, war gut bestückt, und in der City kannte sie einen Modeladen, der genau das führte, was ihrem Geschmack entsprach. Da hatte sie sich eine Weste und eine Hose mitgebracht. Sachen für den Winter.
Es war ein Tag zum Weglaufen. Nur Regen, feiner, nieselnder Sprüh, beinahe wie im November, allerdings von der Temperatur her nicht so kalt. Aber das Wetter störte sie, besonders jetzt, wo sie die Kartons aus

dem kleinen Opel Corsa lud, um in den Schutz des Vordachs zu huschen, wo sie die Waren erst einmal abstellte.

Dreimal mußte sie laufen. Den Corsa selbst ließ sie vor der Garage stehen. Sie würde ihn später hineinfahren. Außerdem konnte es sein, daß sie noch einmal wegfuhr.

Gerda Cichon schloß die Haustür auf und brachte die Lebensmittel ins Trockene. Zunächst einmal fanden die Kartons auf dem Küchentisch ihre Plätze, dann zog sie ihren Mantel aus, hängte ihn an die Garderobe und schaute in den Spiegel, der beinahe die gesamte Länge der Wand einnahm. Sie konnte sich vom Kopf bis Fuß darin sehen, hatte das Deckenlicht eingeschaltet und mußte zugeben, daß sie mit ihrem Aussehen alles andere als zufrieden war. Sie sah ziemlich mitgenommen aus, was auch am Wetter lag, denn die Haare waren feucht geworden.

Dunkelblonde und sehr dichte Haare, zwar kurz geschnitten, aber trotzdem zu einer wilden Frisur gekämmt. Sie strich mit den fünf Fingern hindurch und betrachtete sich ihr Gesicht genauer.

Verdammt, ich bin schon vierzig, sagte sie sich, und starrte auf ihre Falten. Ihre Wangenknochen standen ziemlich hoch, der Mund war einfach zu breit, das Kinn ein wenig eckig. Insgesamt machte sie vom Gesicht her einen etwas herben Eindruck, und leichtes Übergewicht hatte sie auch. Ihre festen Schenkel zeichneten sich unter dem schwarzen, straff gespannten Stoff der Hose deutlich ab.

Dazu trug sie einen bunten Pullover in dunklen Herbstfarben, die als Querstreifen den Stoff durchzogen.

Als erstes brauchte sie ein Bad. Danach einen Kaffee, einen guten Schluck Cognac und eine Zigarette.

Die Reihenfolge wollte sie genau einhalten. Während sie oben das Badewasser einlaufen ließ, brachte sie einen Teil der Waren in den Keller, wo sich der Vorratsraum befand.

Es war kein großes Haus, es stammte aus den fünfziger Jahren. Der Keller entsprach den oberen Maßen. Kleine Räume, an die man sich erst gewöhnen mußte.

Gerda Cichon räumte alles ein. Im Haus war es still und im Keller roch es nicht gut. Immer dann, wenn Gerda das Alleinsein verfluchte, mußte sie an den Job ihres Mannes denken, mit dem sie auf keinen Fall tauschen wollte. Er mußte gegen Gitter starren und sich den ganzen Tag über mit einem Gesindel herumschlagen, das sie anwiderte. Auf keinen Fall hätte sie mit Anton getauscht. Aber er war auch anders, härter als sie, ein ziemlich rauher Geselle, auch im Bett, das brauchte Gerda. Da war sie zu allen Schandtaten bereit, und sie freute sich schon darauf, wenn Anton wieder zu Hause war.

Im Keller war sie fertig. Über die alte Steintreppe ging sie hoch und hörte aus den oberen Etagen das Rauschen des Wassers.

Sie wußte, wie lange es dauerte, bis die Wanne voll war. Sie stieg in die erste Etage, ging noch zur Toilette, zog sich dann aus und freute sich über den Duft des Badegels, der sich im gesamten Raum ausgebreitet hatte. Sie liebte die teure Kosmetik, obwohl sie wußte, daß die Preise dafür eigentlich viel zu hoch waren.

Gerda Cichon stieg in die Wanne. Das Wasser hatte genau die richtige Temperatur, um sich wohl fühlen zu können. Der Auftrieb schaukelte ihre etwas breiten Brüste in die Höhe. Lächelnd schaute sie auf ihren Busen, dessen Warzen sich aufgerichtet hatten.

Dann schloß sie die Augen und gab sich ganz dem Genuß des nachmittäglichen Bades hin.

Zwanzig Minuten später hatte sie die Wanne verlassen, streifte den knappen Slip über und schlüpfte in ihren flauschigen Bademantel, den sie lässig verknotete.

Das Wasser gurgelte in den Abfluß, und sie stieg die Stufen der Treppe nach unten. Auf halber Strecke störte sie das Klingeln des Telefons. Es gehörte noch zu den alten Apparaten, und Gerda ging schneller. Nach dem vierten Läuten hob sie im Flur ab.

»Ja, hier Cichon.«

»Endlich, Gerda.«

»Du - Anton?«

»Ja, ich.«

»Was ist los?« Sie drehte die Schnur um zwei Finger. »Du rufst doch sonst nicht um diese Zeit an.«

»Das weiß ich selbst. Wo bist du gewesen?«

»Einkaufen, dann in der Wanne. Ich stehe hier im Bademantel und telefoniere mit dir. Darunter bin ich nackt und denke…«

»Hör auf damit, Gerda!«

»Entschuldige«, gab sie sich gekränkt. »Ich kenne dich auch anders, Anton.«

»Aber nicht heute. Ich wollte dir nur sagen, daß ich am Abend bei dir bin.«

»Ach - warum?«

»Paßt es dir nicht?«

»Hör doch auf mit dem Mist! Es ist nur ungewöhnlich - kommt äußerst selten vor.«

»Das stimmt allerdings, und ich habe dafür auch meine Gründe. Wir haben heute einen Typen entlassen, dem ich alles zutraue, denn ich hasse ihn, und er haßt mich. Wir haben uns gegenseitig einige Drohungen an die Köpfe geworfen, und es ist damit zu rechnen, daß er sich rächen will.«

»Rächen?« Gerda überlegte. »An wem denn rächen? Etwa an dir oder an mir?«

»An mich kommt er nicht heran.«

Sie atmete scharf ein. »Dann meinst du also, daß dieser Typ hier bei uns auftaucht?«

»Damit ist zu rechnen. Ich hoffe, daß ich früh genug zu Hause bin. Es ist nicht sicher, aber ich muß davon ausgehen, daß er uns besucht. Zudem habe ich erfahren, daß er seinen Bewacher abgeschüttelt hat. Müller hat einen Anruf erhalten. Wir müssen also auf der Hut sein.«

»Nimmst du das denn so ernst?«

»Das tue ich.«

»Warum denn, Anton? Schon früher hat es Drohungen gegen dich gegeben, und du hast darüber gelacht.«

»Nicht bei ihm, Gerda. Er ist eben anders.«

»Wie heißt er denn?«

»Alfons Buzea.«

Die Frau war plötzlich stumm, denn an diesen Mann konnte sie sich erinnern. Sie hatte ihn damals, auf Zeitungsfotos gesehen und wußte genau, was er getan hatte. »Das ist der Schänder?«

»So nannte man ihn, weil er die Kinder entführt hatte.«

»Scheiße - und er ist frei?«

»Leider ja.«

Eine Gänsehaut rieselte über Gerdas Körper. Sie hatte ihre Sicherheit plötzlich verloren und wischte sich mit der freien Hand fahrig über ihre Stirn. Um sich selbst aufzubauen, fragte sie: »Aber sicher ist es nicht, daß er hier vorbeikommen wird - oder?«

»Nein, aber wir müssen damit rechnen.«

»Gut, einverstanden, Anton. Was soll ich tun?«

»Nicht öffnen, wenn es klingelt.«

»Und weiter?«

»Das reicht schon.«

»Sicherheitshalber schließ ich die Tür ab.«

Der Henker knurrte ärgerlich. »Das wird gegen ihn nicht viel helfen, denn er ist verdammt raffiniert, und er läßt sich von nichts und niemandem von seinem Tun abhalten.«

»Gut, es bleibt dabei. Wann ungefähr kannst du hier bei mir sein?«

»Gegen Abend. Zwanzig Uhr, schätze ich.«

Gerda war erleichtert. »Da ist es dann noch hell.«

»Fast!« korrigierte ihr Mann. »Bei dem Wetter wird es schneller dunkel als sonst.«

»Wie du meinst. Beeil dich.«

»Klar.«

Das Gespräch war beendet. Als Gerda Cichon den Hörer auflegte, da durchrieselte sie ein eisiger Schauer. Sie schaute sich um, denn ihr fiel auf, wie düster es im schmalen Flur war.

Die Frau hatte eine trockene Kehle bekommen, was nicht allein am langen Sprechen lag. Auch die Furcht vor dem Schänder trug dazu bei.

Leise, um auch jedes Geräusch hören zu können, bewegte sie sich auf das Wohnzimmer zu. Dort blieb sie in der offenen Tür stehen und schaute in den schattigen Raum. Sie sah auch durch das breite Fenster in den Garten, und ihr fiel jetzt besonders auf, daß die Büsche dort viel zu dicht wuchsen und unbedingt hätten beschnitten werden müssen.

Denn so boten sie einem Eindringling ein gutes Versteck.

Die Rollos wollte sie nicht vor das Fenster fahren lassen, dann kam sie sich erst recht eingesperrt vor. Aber sie wollte bei ihrem ursprünglichen Plan bleiben und einen guten Schluck trinken. Die Flasche holte sie zusammen mit dem Glas aus dem Schrank, schenkte den Schwenker gut voll und schaute auf die Uhr.

Himmel, noch nicht mal achtzehn Uhr.

Zwei Stunden noch!

Zwei lange, verdammte Stunden. Hoffentlich stand sie diese Zeit durch, hoffentlich hatte sich ihr Mann geirrt, und hoffentlich kam der Schänder nicht zu ihr…

***

Dabei war er schon da!

Und er hatte auch seinen Spaß gehabt, denn nach diesem kurzen Ansturm der Furcht war er wieder zu seiner alten Form zurückgekehrt. Er hatte normal überlegt und sich dabei in einem kleinen Park versteckt, unter einem künstlichen Pilz, wo er vor dem Regen geschützt war.

Buzea hatte nachdenken müssen. Alles in die Reihe bekommen. Logisch vorgehen. In dieser Lage konnte ihm niemand helfen, nicht mal der Teufel, dem er so zugetan war. Das war einzig und allein seine Sache.

Er mußte Hindernisse aus dem Weg räumen, bevor er sich wieder seinem eigentlichen Leben widmen konnte.

Die acht Jahre im Zuchthaus waren zwar hart gewesen, aber er hatte in dieser Zeit nichts vergessen. Im Prinzip hatte sich auf den ersten Blick im normalen Leben nicht viel verändert. Ja, die Arbeitslosenzahlen waren stark gestiegen, die öffentlichen Kassen waren leer, der Konkurrenzkampf stärker geworden, aber davon bekam Buzea so schnell nichts mit. Was ihn störte, war, daß er nicht mobil genug war. Er brauchte ein Auto. Kaufen konnte er sich keines, also würde er sich den Wagen auf seine Art besorgen.

Dem Park war ein kleiner Parkplatz angegliedert, auf dem einige Wagen standen. Dort hatte er sehr schnell einen kleinen BMW gefunden, der nicht durch eine Alarmanlage oder eine elektronische Wegfahrsperre gesichert war.

Er schaffte es noch immer, den Wagen ohne Schlüssel zu starten, und

seine Laune hatte sich um einiges gehoben, als er den BMW aus der Stadt lenkte. Buzea saß hinter dem Lenkrad, fuhr in den grauen Tag hinein, summte eine Melodie und schaute dem Spiel der Wischer zu, wie sie über die Scheibe glitten.

Alles paßte wieder perfekt.

Wo die Cichöns wohnten, wußte er längst. Und die Vorfreude steigerte sich bei Buzea. In seine Augen trat ein wilder Ausdruck, die Hände umklammerten das Lenkrad noch härter. Er freute sich auf den ersten Teil der Abrechnung.

Der Henker war verheiratet. Seine Schuld. Damit war er verletzbar geworden. Buzea würde sich die Frau vornehmen. Schon im Knast hatte er davon geträumt, und nun stand er dicht davor, den Plan in die Tat umzusetzen.

Die Umgebung des Hauses kam ihm dabei sehr entgegen. Eine ruhige Straße, auch mit Bäumen an den Seiten und mit freien Parkplätzen. Das dichte Laub der Kastanien und Platanen bildete Dächer, und der Nieselregen hatte einen Schleier über die Siedlung gelegt.

Das Haus der Cichons hatte er rasch gefunden und war über eine Einfriedung geklettert, die an einer Seite aus alten Bahnschwellen bestand, die in den Boden gerammt worden waren. Eine gute Deckung hatte er ebenfalls gefunden, und zwar zwischen der Hausund Garagenwand, wo ein schmaler Pfad herführte.

Obwohl es ihn so dicht vor seinem Ziel drängte, wartete er. Nur die Ruhe bewahren, nur nichts überstürzen, die Maus saß in der Falle! Er hatte den Wagen der Frau gesehen, der vor dem Haus parkte.

Nachbarn sah und hörte er nicht. Die Häuser hier waren zumeist von Gärten umgeben, in der der Bewuchs sehr dicht war, so daß die Bauten manchmal von der Straße her nicht gesehen werden konnten.

Aber er wollte sehen.

Eine gute Viertelstunde hatte er verstreichen lassen. Nasse Blätter strichen über sein Gesicht, als er sich wieder in Bewegung setzte. Von einer Dachrinne fielen Tropfen und erwischten ihn ebenfalls. Er bewegte sich glatt und sicher und ging davon aus, daß sich die Frau des Henkers entweder im Wohnraum aufhielt oder in der Küche arbeitete. Eine andere Möglichkeit gab es für ihn persönlich nicht.

Eines wunderte ihn allerdings, und das nahm er mit dem sicheren Instinkt eines Gejagten wahr. In den übrigen Häusern hatten die Bewohner die Lampen eingeschaltet, nur Frau Cichon hielt sich im Halbdunkel auf, als hätte sie Furcht davor, in das Licht zu schauen.

Dafür gab es sicherlich einen Grund.

Alfons Buzea hatte sich das Fenster des Wohnzimmers ausgesucht. Es war am breitesten, lag an der Rückseite. Man hatte vom Zimmer aus einen guten Blick in den Garten.

Vor dem Fenster war der Boden aufgeschüttet worden. Auf diesem

kleinen Plateau standen Gartenstühle und zwei Tische. Die Möbel glänzten regennaß.

Buzea hatte sich geduckt. Er lächelte, denn das Gelände kam ihm sehr entgegen.

Neben einer kleinen Treppe, die hinab zum normalen Gartenniveau führte, verharrte er. Leicht aufgerichtet schaute er über die Fläche hinweg, vorbei an den Möbeln und konnte einen Blick in das Wohnzimmer erhaschen.

Die Frau war da.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Er sah sie, aber sie hatte kein Licht eingeschaltet. Zudem war sie von einer gewissen Unruhe erfaßt worden, denn sie ging ständig auf und ab, setzte sich mal hin, stand wieder auf und trat auch an das Fenster heran, um einen Blick in den Garten zu werfen, der stets ziemlich lange dauerte, als wäre sie dabei, den Garten zu durchsuchen. Ahnte sie etwas? Schöpfte sie Verdacht? Das konnte möglich sein, mußte aber nicht. Buzea wartete darauf, daß die Frau die Tür zur Terrasse öffnete, was sie nicht tat.

Statt dessen ging sie wieder zurück.

Der Mann überlegte. Er wollte an sie heran. Der Plan stand fest. Aber ihm gefiel das Verhalten dieser Person nicht. So bewegte sich niemand, der allein war und keine Angst hatte. Irgend etwas war mit der Frau geschehen. Wußte sie Bescheid? Hatte der Henker seine Frau gewarnt?

Rechnete er damit, daß sie Besuch bekommen würde?

Buzeas Gedanken brachen ab, als er den Lichtschein sah. Nicht im Wohnraum, sondern in einem anderen. Wahrscheinlich im Flur, denn eine Tür stand weit offen.

Das hatte etwas zu bedeuten.

Er hielt den Atem an.

Um mehr sehen zu können, mußte er näher an die Scheibe heran. Er huschte auf die Terrasse und hatte sie schnell überwunden. Dicht vor der Scheibe, an der Regenschlieren entlangrannen, sah er trotzdem besser. Die Frau war dabei, ihren hellen Bademantel auszuziehen. Für einen Moment sah er sie völlig nackt, und das Leuchten in seinen Augen wurde noch wilder. Dann war sie verschwunden.

Sie war eine große, eine starke Frau, mit der er sicherlich noch seinen Spaß haben würde. Wenn ihn nicht alles täuschte, war sie eine Treppe hochgegangen. Sicherlich würde sie sich etwas anziehen und dann wieder zurückkehren.

Wenn nicht, dann… Er wollte warten.

Fünf Minuten höchstens - keine Sekunde länger. So lange brauchte er gar nicht mal in der Nässe zu hocken, denn die Frau des Henkers erschien abermals auf der Treppe und lief nahezu leichtfüßig die Stufen hinab. Sie war jetzt angezogen, blieb im Flur und damit im

Licht stehen und sah aus, als würde sie überlegen.
Für Buzea war die Sache klar. Wer sich so verhielt, der stand dicht davor, das Haus zu verlassen.
Plötzlich wurde der Mann schnell. Er hatte seinen Plan blitzartig geändert. Buzea huschte um das Haus herum, um den vorderen Eingang zu erreichen, der glücklicherweise von der Straße her nicht eingesehen werden konnte, weil er im Schutz hochwachsender Büsche lag. Durch die dünne Glaseinfassung der Tür schimmerte gelbliches Licht nach draußen. Buzea konnte sehen, daß sich hinter der Tür jemand bewegte. Zwei halbrunde Stufen führten zu ihr hoch, und der Mann, der einen Busch als Deckung ausnutzte, bekam mit, wie die Frau die Tür öffnete.
Sie wollte tatsächlich verschwinden.
Nicht mit ihm.
Blitzartig war er da. Er hörte einen leisen Schrei der Überraschung, dann rammte er seine Faust vor, spürte etwas Weiches beim Aufprall unter ihr.
Ein Körper flog zurück in das Haus. Rudernde Arme rissen eine Vase zu Boden, die nicht zerbrach, weil sie aus Metall war, und dann rammte Alfons Buzea die Tür zu.
Das Licht hatte Gerda noch nicht gelöscht. Sie saß auf dem Boden, eine Hand vor dem Mund, wimmerte leise, und dann hörte sie die Stimme.
»Ich bin da!«
Gerda Cichon schaute hoch.
Was sie sah, war normal, nur ein Mann, aber trotzdem so furchtbar, daß die Angst sie beinahe erdrückte.
Der würde ihr keine Chance lassen, keine…

***

Harry Stahl schalt sich auch noch eine halbe Stunde später einen Narren, weil ihm der Verfolgte entkommen war. Aber er hatte es nicht ändern können und mußte sich mit den Tatsachen abfinden.
Im Waschraum des Kaufhauses hatte er sich einigermaßen hergerichtet.
Durch den Tritt war noch die Haut an seiner Wange aufgeschürft. Den blutigen Fleck hatte er mit einem Pflaster beklebt. Die Stelle am Hals brannte zwar noch immer, aber diese Schmerzen ließen sich ertragen, weil sie längst nicht mehr so stark waren.
Beim Sprechen hatte er noch einige Schwierigkeiten, doch das würde sich geben.
Stahl verließ das Kaufhaus. Der Regen rieselte, die Welt war grau geworden, und auch die zahlreichen Menschen, die sich durch die Innenstadt bewegten, sahen grau aus. Die Fröhlichkeit des letzten

Sommers war vorerst dahin, der triste Alltag hatte die Menschen eingeholt. Das gesamte Bild paßte auch zu Harry Stahls Stimmung, der sich vor Wut gern selbst in den Hintern getreten hätte.

Natürlich war Alfons Buzea weg. Verschwunden, untergetaucht, was ihm nicht mal schwergefallen war. Hier konnte jemand verschwinden, wenn man ihn nur für Sekunden aus den Augen ließ, und Buzea hatte einen ziemlich großen Vorsprung.

Harry mußte seine Gedanken erst ordnen. In einem Kaffeeladen bestellte er sich eine Tasse der braunen Brühe und blieb an einem der drei Stehtische stehen. Er mußte erst mal nachdenken, und dabei würde ihm der Inhalt der großen Tasse sicherlich helfen.

Was war zu tun?

Ganz einfach. Er brauchte nur Buzea zu finden. Verhaften oder ihn den Kollegen übergeben konnte er nicht, denn Buzea hatte sich normal benommen und sich keines Vergehens schuldig gemacht, abgesehen von einem Angriff auf ihn, doch eine derartige Tatsache stand auf mehr als wackligen Füßen.

Harry schlürfte den Kaffee, während er nachdachte. Er konnte es drehen und wenden, von links oder von rechts betrachten, das Ergebnis blieb gleich.

Er hatte versagt.

Verloren, brutal gesagt. Alfons Buzea war ihm entwischt, und er hatte auch mit einem sicheren Instinkt gespürt, daß er verfolgt wurde. Die langen Jahre hinter Gittern mußten ihn schon für gewisse Vorgänge sensibilisiert haben.

Was tun?

Harry schaute gegen die Verkaufstheke, hinter der zwei Frauen die Kunden bedienten. Eine Lösung kam ihm nicht in den Sinn. Er mußte sie Schritt für Schritt anstreben, und er würde auch eine Niederlage zugeben müssen. Dann mußte er seinen Freund John Sinclair anrufen. Er wollte sich nicht mehr allein auf die Suche nach Buzea machen. Bei dem konnten ihm die Probleme über den Kopf wachsen. Wenn er tatsächlich einen so starken Draht zur Hölle hatte, war John genau der richtige Mann, um ihn zu stellen.

Harry leerte die Tasse, verließ den warmen Raum mit dem Geruch des röstfrischen Kaffees in der Nase. Er stellte den Kragen seines Mantels hoch und suchte die nächste Zelle auf. Die Nummer des Zuchthauses hatte er sich notiert. Er hoffte, daß er den Direktor noch erreichte. Ihm wollte er als ersten seine Niederlage eingestehen. Die beiden Männer hatten sich nur einmal kurz gesehen, und als Buzea entlassen worden war, hatte Müller Harry angerufen.

Er meldete sich mit einer Stimme, die nicht sehr nett klang. Vielleicht fühlte er sich gestört.

»Stahl hier!«

»Oh!« Müller war hellwach. »Da ist eine Überraschung - oder auch nicht. Beinahe habe ich mir gewünscht, daß Sie anrufen.«

»Ja, ich mußte es tun.«

»Was ist mit unserem Objekt? Gibt es Neuigkeiten?«

»Leider…«

»Hört sich nicht gut an.«

»Ist auch nicht gut, Herr Müller. Ich habe das Objekt leider aus den Augen verloren und habe dabei noch das Glück gehabt, nicht umgebracht worden zu sein.«

»Verdammt!« Müller schnaufte. Nach einer Weile hatte er sich wieder gefangen. »Erzählen Sie!«

Harry war ehrlich und nahm kein Blatt vor den Mund. Er selbst brauchte sich keinen Vorwurf zu machen. Er hatte getan, was er konnte, aber er hatte nicht mit dem raubtierhaften Instinkt dieser Person gerechnet, und das gestand ihm auch Müller zu.

»Ja, Herr Stahl. Dieser Buzea ist kein Mensch. Der ist schlimmer als ein Tier. Eine Bestie!« Der Direktor schnaufte. »Was bleibt uns?«

»Eine Niederlage.«

»Es war Ihr Mann, Stahl.«

»Das weiß ich. Glauben Sie denn, es macht mir Spaß, das einzugestehen? Ich hasse Niederlagen, aber heute habe ich eine einstecken müssen.«

»Wie wollen Sie ihn finden?«

»Eine gute Frage, auf die eine Antwort schwerfällt.« Harry ärgerte sich wieder. In der Telefonzelle war es eng, es kam ihm auch verdammt heiß vor, und er fing an zu schwitzen. Er wußte, daß es einzig und allein an ihm lag, die Spur wieder aufzunehmen, aber wo, zum Henker, sollte er anfangen zu suchen?

Ein Mensch wie Buzea ging nicht planlos vor. Er hatte sich einiges zurechtgelegt. Er wußte genau, wann und wo er zuschlagen mußte. Er kannte seinen Weg, und er würde ihn auf keinen Fall verlassen, das stand fest.

»Wir haben ihn in den letzten Jahren beobachten können, Herr Müller. Stellt sich die Frage, was er vorhat.«

Müller lachte. »Beobachten? Nein, nicht ich, sondern meine Leute, aber die haben auch nichts herausgefunden. Sie sind an ihn überhaupt nicht herangekommen. Er hat so etwas wie einen Schutzschild um sich herum aufgebaut. Verstehen Sie? Er redet kaum, und wenn er sprach, dann sicherlich nicht über seine Pläne nach der Entlassung.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber er wird etwas tun. Hören Sie zu, Stahl. Können Sie mich in einer halben Stunde noch einmal anrufen? Ich muß mit jemandem reden, der ihn am besten kennt. Es gibt da einen Aufseher namens Anton Cichon. Er und Buzea waren praktisch acht Jahre lang

zusammen, auch wenn sie auf verschiedenen Seiten standen.«

»Gut, ich melde mich wieder.« Harry war froh, der Enge der Zelle entweichen zu können. Im Freien atmete er erst mal tief durch. Es war überhaupt alles feucht, denn der Regen hatte nicht aufgehört. Es nieselte weiter aus den tiefhängenden Wolken.

Die Zelle befand sich nicht weit von dem Platz entfernt, wo Harry seinen Wagen abgestellt hatte. Nach einem Fußweg von sieben Minuten erreichte er den Opel. Den nächsten Anruf würde er von hier aus führen.

Aus dem Handschuhfach holte er sein Handy hervor und wartete.

Die Zeit wurde lang. In der Nähe war eine Haltestelle der S-Bahn. Zu ihrem Gelände gehörte auch dieser »Park and Ride«-Platz.

Harry schaute zu, wie die Menschen in ihre Autos stiegen. Das Seitenfenster hatte er geöffnet. Die Luft verteilte sich im Fahrzeug wie feuchter Nebel. Die Bäume in der Nähe schimmerten nicht nur an den Stämmen naß, sondern auch dort, wo sich das Blattwerk ausbreitete.

Wenn Autos in seiner Nähe gestartet wurden, drangen dicke Wolken aus den Öffnungen der Auspuffrohre.

Eine halbe Stunde hielt es Harry Stahl nicht aus. Erst zwanzig Minuten waren vergangen, als er Müllers Nummer erneut wählte, aber der Direktor befand sich nicht in seinem Büro. Sein Vorzimmer war auch nicht besetzt.

Wieder warten.

Nach einem dritten Versuch - mitt lerweile waren fast vierzig Minuten vergangen - hatte Harry Erfolg. Müller meldete sich, und seine Stimme klang ein wenig atemlos.

»Ich bin soeben von meinem Gespräch mit Anton Cichon zurückgekehrt.«

»Hat es denn etwas gebracht, Herr Müller?«

»Wie man's nimmt. Wir alle sind nicht begeistert, daß Buzea Ihnen durch die Lappen gegangen ist, das können wir nicht mehr ändern und müssen uns den Konsequenzen stellen. Zudem habe ich von Cichon etwas gehört, das mich schon beunruhigt.«

»Und was?«

»Es geht natürlich um den Entlassenen. Aber auch um das Verhältnis zwischen ihm und diesem Anton Cichon. Beide waren keine Freunde, das habe ich mir noch einmal bestätigen lassen. Und beide haßten sich bis aufs Blut. Ich weiß nicht, wieviel Buzea über Cichon weiß, aber einiges hat er in diesen langen Jahren doch über ihn in Erfahrung bringen können. So ist es durchaus möglich, daß er weiß, wo Cichon wohnt.«

»Aha.«

»Denken Sie das, was ich denke?«

»Sie meinen, daß Buzea zu Cichon nach Hause geht?«

»Das ist zu befürchten, das könnte sein.«
»Und wen würde er dort treffen?«
»Seine Frau Gerda.«
Harry Stahl schwieg. Er schaute aus dem Fenster. Er sah die normale Welt, aber sie kam ihm vor wie in düstere Schatten getaucht, denn eine heiße Welle war in ihm hochgeschossen. »Seine Frau also«, murmelte er, »das ist ein heißes Eisen.«
»Sie ist im Haus.«
Harry räusperte sich. »Und wo lebt er?«
Er bekam die Adresse, und Müller fügte hinzu, daß sich Cichon bereits auf den Weg gemacht hatte. »Sollte er ihn dort vorfinden, was wegen gewisser Umstände wohl keiner von uns hofft, dann kann ich Ihnen sagen, ist er genau der richtige Mann. Ihm wird Buzea nicht entwischen. Die beiden werden miteinander abrechnen.«
»Das lassen Sie zu?«
Der Direktor konnte sich das harte Lachen nicht verkneifen. »Was soll ich denn tun? Es muß nicht sein, aber wir müssen diesem Hundesohn alles zutrauen. Cichon hat seine Frau schon angerufen. Er wollte erst gegen zwanzig Uhr in seinem Haus sein, das aber hat er sich überlegt, und er ist bereits losgefahren.«
»Gut, dann werde ich mich auch auf den Weg machen. Ich schaue nur noch auf der Karte nach, wie ich fahren muß.«
»Gut, Herr Stahl. Sie sind gewarnt. Sie wissen, wie gefährlich dieser Buzea ist.«
»Das habe ich am eigenen Leib zu spüren bekommen.« Harry dachte wieder an seinen Hals, der noch immer geschwollen war. »Ich werde vorsichtiger sein.«
»Dann können wir uns gegenseitig nur die Daumen drücken, Herr Stahl.«
»Sicher.«
Das Gespräch war beendet. Es hatte Stahl nichts Konkretes gebracht, aber seine Befürchtungen waren gewachsen. Wie eine düstere Wolke sah er die Gefahr über sich liegen…

***

Anton Cichon fühlte sich wie jemand, der kopfüber in eine Falle geraten war. Obwohl ihm äußerlich nichts passiert war, spürte er doch den Druck der Angst, der sich immer mehr verstärkte. Er kam sich vor wie jemand, der hinters Licht geführt worden war. Dieser Buzea war eine Bestie.
Okay, Cichon selbst war auch kein Chorknabe und sogar stolz auf seinen Kampfnamen Henker, aber mit Buzea wollte er sich doch nicht vergleichen, denn der ging über, Leichen, wenn es sein mußte.
Cichon dachte an seine Frau. Allein im Haus. Ein ideales Opfer. Er

ärgerte sich jetzt, kein Handy zu haben, dann hätte er sie anrufen können. An einer Zelle anhalten wollte er nicht, das hätte ihn wieder wertvolle Zeit gekostet.

Also fuhr er weiter.

Und er fuhr schnell durch die dünnen Sprühschleier. Sein Renault Laguna lag gut auf der Straße, die leuchtenden Scheinwerfer verwandelten den Regen manchmal in ein goldenes Flair, als würde aus den Wolken kein Wasser fallen, sondern feiner, wertvoller Goldstaub. Er hockte angespannt hinter dem Lenkrad, und jede Ampel kam ihm vor wie eine weitere Folter. Er haßte das Rot der Ampel, das ihn zu einem Stopp zwang. Er fühlte sich aufgewühlt, und seine Gedanken beschäftigten sich mit den schlimmsten Vorstellungen.

Gerda war zwar eine kräftige Frau, die sich durchaus wehren konnte, aber gegen einen Typen wie Buzea hatte sie nicht den Hauch einer Chance. Das wußte Cichon sehr genau. Er hatte den Mann schließlich mehr als acht Jahre beobachten können.

Die Welt verschwamm im Regen. Der Fahrer sah Schatten, wo es sonst keine gab. Der Himmel drückte, als wollte er dicke, unförmige Bleiplatten auf den Boden pressen.

Je näher Cichon seinem Ziel kam, um so schlimmer wurde es innerlich mit ihm. Die Aufregung durchpeitschte seinen Körper. Das Blut schien an Temperatur gewonnen zu haben. Er schwitzte stark, ließ das Fenster an seiner Seite nach unten gleiten und merkte, wie die Feuchtigkeit vor seinem Gesicht herwischte.

Obwohl er sich auf die Straße konzentrierte, entstanden immer wieder die schrecklichen Bilder, deren Umgebung einzig und allein sein Haus war.

Er sah Gerda, er sah Buzea, wie er sie folterte, wie er ihr Gewalt antat, und der Henker stöhnte auf. Er konnte das Zittern einfach nicht unterdrücken, für ihn war die nahe Zukunft ein verdammt böses Omen.

Er verfluchte seinen Job, er verfluchte die Gefangenen, er verfluchte sich selbst.

Seine Spannung nahm noch zu, als er in die Nähe seines Wohnortes geriet und durch die stillen Straßen rollte. Er fuhr jetzt langsamer und lauschte dem Schmatzen der Reifen auf dem nassen Belag.

Gedanken wollten sich ihm wieder aufdrängen, aber er hielt voll dagegen. Nur nicht verrückt machen lassen! lautete seine Devise.

Auf der Straße war kaum ein Mensch zu sehen. Und wenn, dann unter den Schutzdächern aufgespannter Regenschirme.

Sein Haus lag auf der rechten Seite. Er würde den Wagen nicht bis zur Garage fahren, sondern am Straßenrand abstellen und den Rest der Strecke zu Fuß zurücklegen.

Der Laguna rollte rechts ran. Der Henker bremste. Er löschte das

Licht der Scheinwerfer, löste den Sicherheitsgurt, machte alles so wie immer, und trotzdem war es ihm fremd geworden. Der Druck ließ sich einfach nicht vermeiden.

Dann stieg er aus - in den Regen. Eine Schußwaffe trug er nicht bei sich, aber er hatte sich mit einem Hartgummiknüppel bewaffnet. Damit konnte er perfekt umgehen, einige renitente Gefangene konnten ein Lied davon singen.

In seiner Nähe stand auch ein anderer Wagen. Es war ein BMW der 3er Serie. Er ging an ihm vorbei, schaute nicht hinein, sondern hielt seinen Blick nach rechts gerichtet, denn dort befand sich sein Haus. Etwas versteckt, hinter den Büschen des Vorgartens, die im Sommer ein dichtes Kleid zeigten.

Am Rande des Grundstücks blieb er stehen. Seine Furcht verlor sich nicht, denn er hatte erkannt, daß im Haus kein Licht brannte. Da schimmerte kein Schein durch die Lücken, aber Gerda war nicht weggefahren, denn er sah noch ihren Wagen.

Das Haus war so still, so schrecklich still. Es war sicherlich nicht anders als sonst, aber es kam ihm anders vor. In dieser Lage sah er das normale eben mit anderen Augen.

Für den Henker war es eine grausame Zeit. Er schlich auf sein Haus zu.

An der rechten Seite spürte er das Gewicht des Hartgummiknüppels. Er war in seiner Uniform losgefahren und hatte sich nicht erst großartig umgezogen. Cichon wünschte sich Röntgenaugen, um hinter die Mauern seines eigenen Hauses schauen zu können, aber so etwas gab es leider nur im Film.

Cichon war unheimlich auf der Hut, als er sich der schmalen Treppe vor der Tür näherte. Der Regen rieselte hernieder. Um ihn herum war alles naß, aber die Tropfen klatschten nicht hörbar auf die zahlreichen Blätter.

Sie fielen leise, als wollten sie die bedrückende Stimme nicht stören.

Vor der Tür stehend sah er sich das Schloß an. Auf den ersten Blick hin schien es nicht beschädigt zu sein. Seinen flachen Schlüssel hielt er längst in der rechten Hand und schob ihn so leise wie möglich ins Schloß.

Er brauchte ihn nur einmal zu drehen, um die Tür zu öffnen. Gerda hatte sie nicht abgeschlossen.

Sie ließ sich leise nach innen drücken. Mit einem langen Schritt betrat er sein eigenes Haus, dessen Inneres ihm vorkam wie das eines Fremden.

Er fühlte sich mehr als unwohl zwischen den vier Wänden, die ihm jetzt wie ein gewaltiger Sarg vorkamen.

Die Tür war wieder geschlossen. Im Flur blieb er stehen. Er hielt den Atem an, obgleich es ihm schwerfiel.

Kein Laut war zu hören. Weder ein bekannter noch ein Fremder. Die Stille zerrte an seinen Nerven, denn Cichon wußte, daß sie nicht normal war. Oft genug war er nach Hause gekommen, da hatte ihn eine derartige Ruhe nicht überfallen. Er fühlte sich überhaupt nicht gut. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer. Das Herz klopfte so laut, daß er befürchtete, es wollte die Brust zerhämmern.

Wo steckte Gerda? Hatte sie sich hingelegt, um zu schlafen? Daran glaubte er nicht. In einer derartigen Streßlage konnte wohl niemand schlafen. Aber Anton Cichon wollte wissen, wo sich seine Frau befand, und er rief ihren Namen.

Zumindest hatte er das Gefühl, ihn zu rufen, aber über seine Lippen drang nur ein Flüstern.

Die Haut auf seinem Nacken zog sich zusammen. Auch der Magen verwandelte sich in einen Stein. Anton fühlte sich beobachtet. Irgendwo lauerte jemand mit eiskalten Blicken, und er wartete darauf, daß er einen Fehler beging.

Cichon löste den Hartgummiknüppel und führte das durch, was er sich vorgenommen hatte. Er wollte das Haus nach seiner Frau absuchen und fing im Wohnraum an.

Er schlich auf die Tür zu. Sie stand offen, der erste Blick fiel hinein, auch gegen die Scheibe, hinter der Garten lag. Draußen war es noch nicht dunkel geworden. Graues Dämmerlicht, vermischt mit dem herabfallenden Sprühregen füllte den Ausschnitt des Fensters. Eine Bewegung sah er nicht im Garten, auch die Terrasse war menschenleer.

Die Gartenstühle und der Tisch wirkten wie Fremdkörper.

Der Henker saugte die Luft durch die Nase ein. Er suchte nach einem fremden Geruch. Jeder hinterließ einen Geruch, und den des entlassenen Sträflings kannte er.

Plötzlich vergaß er alles. Er war einen halben Schritt jenseits der Tür stehengeblieben und hatte nur noch Augen für eine Szene, die er im Halbdunkel nicht genau sah, die aber trotzdem auffiel, weil sie sich von der üblichen Dämmerung abhob.

Genau dort, wo der halbhohe, mehr lang als breite Wohnzimmertisch seinen Platz gefunden hatte, sah er etwas Weiches, das sich auf der Tischplatte ausgebreitet hatte. Im ersten Augenblick erinnerte es ihn an Wäsche oder ein Tischtuch, unter dem sich einige Gegenstände verborgen hielten, die er nicht sofort sehen wollte.

Er ging hin.

Ihm war plötzlich übel. Cichon ahnte schon etwas, aber er wollte es genau wissen.

Als er eine Stehlampe passierte, schaltete er sie ein. Der Schirm dämpfte das Licht.

Unter dem Tisch lag etwas Dunkles, das aussah wie Stoff oder

Kleidung.
Anton nahm jetzt auch einen bestimmten Geruch wahr.
Blut…?
Dann stand er neben dem Tisch. Er verdrängte die schlimmen Gedanken, wußte aber zugleich, daß sie sich in schreckliche Tatsachen verwandeln würden, wenn er die Decke zurückzog.
Er faßte dort an, wo sie etwas eingefallen war und auch dunkle Flecke bekommen hatte.
Cichon zitterte. Der Zipfel zwischen seinen Fingern war durch den Schweiß seiner Hand feucht geworden.
Dann zerrte er die Decke zurück -und war entsetzt!

***

Vor ihm lag Gerda, seine Frau!
Sie war tot, das sah er sofort. Sie schien entsetzlich gelitten zu haben, denn die Spuren einer grausamen Folter zeichneten sich in ihrem Gesicht ab.
Cichon wußte nicht, was er tun oder denken sollte. Er hielt die Decke noch immer fest. Das Gesicht, der Hals und ein Teil der rechten Schulter waren entblößt worden. Obwohl er nicht den ganzen Körper sah, wußte er, daß seine Frau nackt war, und er konnte sich trotzdem nicht vorstellen, wie sie ums Leben gekommen war.
Aus ihren Nasenlöchern war Blut geronnen und hatte sich auf der Oberlippe festgesetzt. Auch die Ohren hatten etwas mitbekommen, aus ihnen war ebenfalls Blut gesickert. Am Hals hatte es schon eine dünne Haut bekommen, aber das alles sah er und konzentrierte sich trotzdem auf etwas anderes.
Da waren die Augen seiner Frau, aus denen jegliches Leben gewichen war. So leer, so schrecklich geweitet, so unwahrscheinlich glanzlos. Es war nicht der erste tote Mensch, den Cichon sah, beileibe nicht, aber es war seine Frau, und dieser Anblick traf ihn deshalb doppelt so hart.
Erst jetzt war er in der Lage, einen Laut abzugeben. Sein Stöhnen klang wie ein Klagelied, das durch die Totenstille des Zimmers wehte. Anton Cichon fühlte sich so allein, so einsam. Seine Wangen zuckten. Die Tränen konnte er nicht mehr zurückhalten. Sie waren einfach da. Er hörte sich selbst reden, er sprach den Namen seiner Frau flüsternd aus und verwünschte sich zugleich selbst, daß er zu spät gekommen war.
Plötzlich aber war alles anders.
Zuerst hörte er das leise Lachen, und dann die Stimme, die ihn aus dem schattigen Dunkel des Wohnzimmers erreichte.
»Besuch, Henker…«

***

Das war es! Das war Alfons Buzea, der Killer, der Hundesohn, der

verfluchte Mörder, das Tier, die Bestie!

Die Vergleiche wirbelten durch Cichons Kopf, und er fühlte sich wie in einer Falle.

Er hörte den schleichenden Schritt, wieder dieses Lachen. Jetzt wurde ihm klar, daß Buzea auf ihn gewartet hatte, um mit ihm abzurechnen. Er mußte den Tod seiner Frau vergessen, zumindest für die nächsten Minuten, nur so konnte er diesen Horror durchstehen.

Der Deckenzipfel rutschte ihm aus der Hand, und Gerdas Gesicht verschwand wieder unter dem Tuch.

Dann dreht sich Cichon um, wobei er zugleich einen kleinen Schritt zurückging.

Da er den Kopf gedreht hatte, konnte er den Mann sehen, der aus dem Schatten getreten war.

Er roch so wie immer.

Nach Knast, nach alter Kleidung, obwohl er sich neue gekauft hatte, aber dieser Geruch steckte in der Haut, und trotzdem war noch einer hinzugekommen.

So wie er mußte auch der Tod riechen.

Buzea lachte wieder. »Hatte ich dir nicht etwas versprochen, Henker?«

Cichon ging darauf nicht ein. »Was hast du mit ihr getan?«

»Sie ist tot.«

»Ja, ich weiß es.« Er sprach mit einer fremden Stimme. »Aber warum mußte sie sterben? Sie hat dir nichts, aber auch gar nichts getan, verflucht noch mal!«

»Ich bin das Schicksal.«

»Du bist ein Killer. Was hast du mit ihr gemacht? Zuvor, meine ich? Du hast ihr die Kleider vom Leib gerissen, nicht wahr?«

»Nein, das tat sie selbst.«

»Aber du hast sie dazu gezwungen?«

Buzea hob nur die Schultern und spitzte die Lippen, als wollte er bei der Erinnerung an die schrecklichen Dinge lächeln.

Anton Cichon ballte seine rechte Hand zur Faust und öffnete sie wieder.

Er spürte den Schweiß auf der Handfläche. Seine Gedanken waren nicht mehr vorhanden, sie trieben irgendwo in einer Leere herum. Seine Psyche schien ausgelöscht worden zu sein, er dachte auch nicht mehr an die tote Gerda, er sah nur den Umriß des Mörders.

»Du willst mit mir abrechnen, Buzea? Habe ich dich da recht verstanden?«

»Das hatte ich vor.«

»Gut, ich werde es auch tun. Auch ich will mit dir abrechnen, und ich werde gleiches mit gleichem vergelten. Ich werde dich erschlagen wie einen räudigen Hund. Ich werde all das in die Tat umsetzen, was ich

dir versprochen habe. Aber ich werde es noch schlimmer machen, denn dieser Mord wird dich das Leben kosten.«

»Versuche es.«

Cichon ging noch mehr zur Seite. Die Sicherheit des anderen hatte ihn unsicher gemacht. Zudem mußte er damit rechnen, daß sich Buzea eine Waffe besorgt hatte. Er trug sie zwar nicht offen, aber mit seinen Fingernägeln hatte er Gerda bestimmt nicht getötet.

Buzea bewegte seinen Arm. Aus der rechten Hand schaute etwas hervor und blinkte auf.

Ein Messer, wahrscheinlich ein Rasiermesser. Cichon vermutete, daß es sein Messer war. Er bewahrte es im Badezimmerschrank auf.

Er schlug zu. Es geschah aus einem Reflex heraus. Er mußte es einfach tun, um einen ersten Schwall seines Frustes loszuwerden, und er hatte auf den Kopf des Killers gezielt.

Buzea lachte, als er auswich. Der Knüppel pfiff an ihm vorbei, und als Anton zum zweitenmal ausholte, wischte plötzlich das Messer sehr nahe an ihn heran, so daß er sich zur Seite werfen mußte, wollte er nicht getroffen werden.

Cichon fiel in einen Sessel hinein. Durch den Anprall rutschte er ein Stück über den Teppich, und dem Wärter war klar, daß ihn dieser Sessel in seiner Bewegungsfreiheit behinderte.

Er mußte ihn so schnell wie möglich verlassen, wälzte sich noch auf der Sitzfläche herum und sah den anderen dicht vor sich.

Beinahe kam es ihm vor, als wollte Buzea wie eine riesige Fledermaus auf ihn zuschweben. Er fiel bereits und holte mit der Hand aus, in der er das Rasiermesser hielt.

Der Henker keuchte und trat zu. Beide Füße wühlte er in den Bauch des Mörders, der zurückgestoßen wurde und quer über den Tisch mit der Leiche fiel.

Schreiend sprang Cichon in die Höhe. Er sah seine Chance. Bevor der andere noch in die Höhe kommen konnte und es nur halb geschafft hatte, war Cichon bei ihm und drosch mit dem Schlagstock zu.

Er traf den Körper auf der Brust, auch das Kinn wurde erwischt, und Buzea knurrte wütend.

Noch ein Hieb, dann…

Etwas biß in seinen linken Oberschenkel. Plötzlich wütete dort ein Schmerz und Cichon spürte die Feuchtigkeit aus der Wunde rinnen. Er hatte nicht mehr an das verdammte Rasiermesser gedacht und auch nicht daran, daß Buzea sich noch bewegen konnte.

Erwischt! Es hat mich erwischt!

Buzea kam wieder hoch. Sein Rasiermesser zielte auf Cichons rechte Wange.

Im letzten Augenblick duckte er sich. Die Klinge wischte haarscharf über seinen Kopf hinweg, aber der andere war wieder hochgekommen

und rammte ihn.
Cichon konnte sich nicht mehr halten. Die andere Kraft wuchtete ihn zur Seite. Er verlor den Überblick, stürzte, verhedderte sich in einer Schnur und riß die Stehlampe mit zu Boden, die trotzdem nicht ausging, weil der Schirm sie abgefedert hatte.
Der Henker rollte sich herum. Er durfte trotz der Verletzung nicht aufgeben. Dieser Killer sollte nicht gewinnen. Er würde auch weiterhin morden, und er würde dabei grausamer sein als vor seiner Einlieferung ins Zuchthaus.
Er lief auf allen vieren, um Platz zu haben.
Das Licht legte einen weichen Schimmer über den Boden, aber Cichon wollte dorthin, wo es dunkler war. Die Zeit drängte. Er wußte nicht, ob Sekunden oder Minuten vergangen waren, aber seinen Gummiknüppel hielt er noch immer fest.
Buzea fluchte, als er die Verfolgung aufnahm. Er ging normal und schneller als sein Todfeind. Von der Klinge rann das Blut und hinterließ Flecken auf dem Teppich.
Er wollte dem Wärter in den Rücken springen. Da sich dieser herumwälzte, wurde es kein Volltreffer. Buzea glitt ab und knickte ein.
Die Chance nutzte der Wärter.
Er brüllte, als er den Schlagstock halbhoch und von der Seite her nach vorn rammte. Buzea wurde tief am Körper getroffen. Sein Heulen hörte sich schlimm an. Er wankte zurück und preßte eine Hand auf die getroffene Stelle. Mit der anderen fuchtelte er herum, und die Rasierklinge blitzte dabei auf wie ein Stern.
Cichon spürte eine grimmige Freude über diesen Treffer in sich und kam wieder auf die Füße, was ein verdammt mühsames Unterfangen war, denn der linke Oberschenkel schien von einem Feuerstrahl umweht zu werden. Die Wunde behinderte ihn, sie machte ihm zu schaffen, aber er war innerlich so aufgeputscht, daß er sie auch vergessen konnte, und er sah, wie der Killer mit verbissenem Gesichtsausdruck den Rückzug antrat.
Aufgeben würde er nicht, das stand für ihn fest. Das war seinem Gesicht abzulesen.
»Ich schlag dich tot!« spie der Henker aus. »Ich schlag dich zu Brei!« Er mußte einfach reden, um den inneren Druck loszuwerden. Die eigenen Worte taten ihm gut, denn sie stachelten ihn an. Er hielt den Mund offen.
Speichel rann hervor, was ihn nicht störte. Finster lachend näherte er sich seinem Todfeind.
Der drehte sich durch die Tür und verschwand. Cichon hörte ihn im Flur.
Das Lachen löste sich wie von selbst aus seinem Mund. »Du kommst

nicht weg hier!«

Cichon rechnete damit, daß der andere das Haus verlassen würde, aber er hatte sich geirrt. Als er den Flur erreichte und nach vorn schaute, da sah er, wie Buzea die Holztreppe hochwankte. Sie war dunkelrot gestrichen worden und sah aus, als hätte jemand Blut vergossen.

Cichon zog das linke Bein hinter sich her. Bei jedem Auftreten jagten Flammen bis zu seinem Knöchel hinab, als wollten sie die Haut und die Knochen dort zerstören.

Er kämpfte sich voran, sah den Rücken des anderen und stieß einen Schrei aus, bevor er sich an der Wand abstützte und die Verfolgung aufnahm.

Er wollte seine Frau rächen. Er konnte es nicht hinnehmen, daß dieser verfluchte Mörder gewann. So ungerecht durfte das Leben doch nicht sein.

Buzea konnte normal laufen, im Gegensatz zu seinem Verfolger, dessen linkes Bein verletzt war. Ihn aber trieb die Kraft der Rache voran, und bevor ihm der andere entwischen konnte, holte Cichon noch einmal aus.

Er schlug mit aller Kraft zu, erwischte den Rücken des Killers, der nach diesem Treffer zusammenzuckte, den Kopf in den Nacken riß und den Rücken durchbog.

Das war Cichon nicht genug. Er machte sich so lang wie möglich, ging dabei auf die Knie nieder, und es gelang ihm, den Hartgummiknüppel zwischen die Beine des anderen zu schieben und ihn so aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Der Mörder konnte sich nicht mehr halten. Die Hand mit dem Rasiermesser fetzte ein Stück Tapete von der Wand.

Dann fiel die schwere Gestalt nach unten, was auch nicht im Sinne des Erfinders war, denn Cichon kam so schnell nicht weg. Er versuchte es noch, aber der Körper des anderen prallte auf ihn und riß ihn kurzerhand von den Beinen.

Beide rollten wieder zurück in den Flur. Cichon hatte das Pech, sich noch hart den Kopf zu stoßen und die Übersicht zu verlieren, während der andere besser angekommen war und plötzlich auf ihm lag, wobei er ihn mit seinem Gewicht festnagelte. Auch den rechten Arm mit dem Schlagstock hatte er eingeklemmt, und als ihm dies zu Bewußtsein gekommen war, dachte der Henker zum erstenmal daran, daß er sein Leben verlieren konnte.

Er wollte sich befreien.

Buzea war einfach zu schwer.

Er bewegte sich auf ihm. Er raubte Cichon die Luft. Den linken Ellbogen hielt er so hart gegen seinen Brustkorb gedrückt, als wollte er ihn zerquetschen.

Und dann erschien die rechte Hand im Blickfeld des Henkers. Aber auch das Rasiermesser, von dessen Klinge die geflüsterten Worte beinahe wie Echos abprallten.

»Jetzt bist du tot!«

Nicht jetzt, aber zwei Sekunden später.

Er spürte noch einen nie erlebten Schmerz an der Kehle, dann griffen die Schatten nach Anton Cichon, um ihn hineinzuziehen in das finstere Reich des Todes…

***

Der Killer atmete auf. Er hatte es geschafft. Er hatte den Sieg errungen.

Er hatte sein Versprechen eingelöst und diesen verfluchten Henker in die Hölle geschickt.

Schlaff lag der Körper unter ihm. Im Zwielicht des Flurs sah seine Kehle aus, als wäre ein dünnes Band um sie herum gespannt worden. Dabei war es das Blut, das aus der Wunde getreten war. Mit einem einzigen Schnitt hatte Buzea den Mann vom Leben in den Tod befördert.

Für eine Weile blieb er neben ihm sitzen. Er mußte sich erst beruhigen.

Auch er hatte etwas abbekommen. Im Bereich der Genitalien durchflutete ihn der Schmerz ebenso wie im Bereich des Rückens, wo ihn der letzte Schlag erwischt hatte. Auch sein Kinn hatte etwas abbekommen - die Brust ebenfalls. Gebrochen war nichts, er würde darüber hinwegkommen. Sein großer Freund aus einer anderen Welt hatte mal wieder schützend seine Hände über ihn gehalten.

Buzea wischte das Rasiermesser ab. Dann klappte er es zusammen und steckte es ein. Mit einer Hand stützte er sich an der Wand ab, um auf die Beine zu kommen.

Leicht fiel es ihm nicht, denn aus seinen Knochen schien ein Teil der Kraft weggenommen worden zu sein. Gebückt blieb er stehen. Das Aufrichten fiel ihm schwer, der Schwindel war nicht so leicht zu besiegen, under mußte sich festhalten.

Er spürte einen gräßlichen Druck im Magen und in der Brust. Die Sucht nach einem Schluck Alkohol überkam ihn. Im Wohnraum fand er die Flasche mit dem Cognac. Er setzte sie an und trank zwei große Schlucke. Unverschlossen stellte er sie wieder weg und freute sich über die Wärme, die seinen Körper durchströmte.

Obwohl es ihm nicht besonders ging, war er froh. Ja, er freute sich sogar, denn die Ouvertüre lag nun hinter ihm. Endlich konnte er sich an seine eigentliche Aufgabe heranwagen. Er wollte sie dort fortsetzen, wo man ihn vor mehr als acht Jahren gestört hatte.

Zwar war Zeit vergangen, aber verändert hatte sich nicht viel. Das

wußte er auch.

Mit etwas steif wirkenden Schritten verließ er den Wohnraum. Er tappte durch den Flur, blieb an der Tür stehen und dachte darüber nach, ob er sie öffnen sollte oder besser durch einen Hinterausgang ging.

Nein, das war nicht nötig.

Es regnete noch immer. Die Wolken hingen tief. Straßenlaternen warfen ihren Schein auf die nasse Straße. Der vom Himmel fallende Sprüh wurde silberfarben gesprenkelt. Die Luft war kälter geworden. Buzea spürte es, als er sich aus dem Haus schob.

Er ging durch den Vorgarten. Am vorderen Rand des Grundstücks, wo das Buschwerk nicht mehr so dicht und hoch stand, duckte er sich. Auf der Straße zeigte sich kein Mensch. Zumindest nicht in der Nähe des Doppelmörders. Nur weiter hinten, rechts von ihm, hatte ein Wagen gehalten. Eine Frau war dabei, etwas auszuladen. Sie tat es im Licht einer Laterne und schimpfte mit ihrer kleinen Tochter, die in alle Pfützen springen mußte.

Dies hier war eine ruhige Gegend, aber keine, in der sich Mörder herumtrieben.

Er kicherte. Wie sehr man sich doch irren konnte. Sie alle sollten sich in ihm geirrt haben, denn bei seinem zweiten Anlauf würde er anders vorgehen.

Kinder gab es genug. Sie wuchsen immer wieder nach, und nicht alle blieben bei ihren Eltern.

Er lächelte bei diesem Gedanken. Das Gehen fiel ihm schon wieder leichter. Er näherte sich mit langen Schritten seinem gestohlenen Wagen. Sehr lange wollte er ihn nicht behalten. Er mußte nur aus dem Umkreis verschwinden, alles andere regelte sich dann von allein.

Es ging ihm gut. Er war wieder da. Die Welt würde noch von ihm hören.

Das nahm er sich vor…

***

Harry Stahl hatte zwar keinen sechsten Sinn oder war medial begabt, aber er konnte sich einiges zusammenreimen, und in diesem Fall brauchte er nicht viel nachzudenken, um die Steine des Puzzles einordnen zu können. Es stand zwar nicht fest, daß Gerda Cichon in höchster Gefahr schwebte, doch sicher war sicher, und Stahl fuhr dementsprechend schnell, um so rasch wie möglich sein Ziel zu erreichen.

Regen über Regen.

Das verfluchte Nieseln hörte nicht auf. Der Tag hatte sich nicht durch irgendwelche Wolkenspiele und farbliche Inseln am Himmel verabschiedet, er war übergangslos in die Dämmerung und damit auch

in den Abend übergegangen.

Dunkelheit und Regen. Der Schrecken aller Autofahrer. Harry war froh, nicht über die Autobahn fahren zu müssen, denn dort krochen die Fahrzeuge jetzt oder standen.

Er mußte zweimal auf die Karte schauen und sich einmal bei einem Radfahrer erkundigen, um die Adresse zu finden. Es war eine der typischen Vorortsiedlungen, obwohl diese hier zu einer Kleinstadt gehörte, wo das Leben noch normal und in geregelten Bahnen ablief.

Harry fand sein Ziel.

Hausnummern konnte er kaum erkennen. Da hätte er schon mit einem Scheinwerfer über die Türen oder die Pfosten an den Vorgartentoren hinwegstreichen müssen.

Er stoppte auf gut Glück, denn seiner Meinung nach befand er sich in der Mitte der Straße.

Er stieg aus und suchte nach der Hausnummer. Die Zahl siebenundvierzig lag weiter oben. Stahl ging geduckt. Er war innerlich gespannt. Den Regenmantel hatte er nicht ganz zugeknöpft. Im Notfall wollte er rasch an seine Waffe herankommen.

Vor ihm startete ein Wagen. Die Automarke konnte er nicht erkennen. Er sah nur die hellen Heckleuchten, die über den Asphalt huschten.

Für einen Moment kam ihm der Gedanke, daß der Fahrer des Wagens etwas mit dem Killer zu tun hatte, aber er wollte nicht alles zu schwarz sehen.

Das Haus machte einen stillen Eindruck. Zumindest in den Zimmern, die zur Frontseite hin lagen, brannte kein Licht. Zwei Autos hatte Harry entdeckt, sie mußten dem Ehepaar Cichon gehören. Also waren wohl beide im Haus, aber weshalb hielten sie sich dann im Dunkeln auf?

Er wußte keinen Grund und konnte ihn sich beim besten Willen auch nicht vorstellen.

Aber der Druck steigerte sich. Ein böses Omen. Eine Stille, die ihm gar nicht gefiel.

Vor der Tür blieb er stehen und überlegte, ob es Sinn hatte, überhaupt zu klingeln. Irgendwo brauchte er ein Alibi, bevor er sich auf eine unübliche Art und Weise in das Haus begab, aber das Schellen brachte nichts. Es gab überhaupt keine Reaktion.

Harry Stahl mußte in den sauren Apfel beißen. Die Tür hatte einen schmalen Glaseinsatz, den Harry mit seiner Waffe einschlug. Er hatte um den Kolben ein Taschentuch gewickelt, um den Lärm des Scheibenbruchs in Grenzen zu halten.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Er streckte den Arm durch das Loch, drehte ihn, fand die Klinke, drückte sie aber noch nicht nach unten, sondern starrte in den Flur.

Der dort liegende Körper war nicht zu übersehen. Harry Stahl hatte Anton Cichon nie in seinem Leben zu Gesicht bekommen, doch als er den Mann jetzt sah, da wußte er, daß es Cichon sein mußte. Er hatte es nicht geschafft, sich gegen Buzea zu behaupten. Der Sträfling hatte ihn brutal getötet.

Er beeilte sich, obwohl er wußte, daß diesem Mann nicht mehr zu helfen war. Aber Harry dachte auch an die Frau, von der er weder etwas gehört noch gesehen hatte.

Es war nicht einfach für ihn, die Tür aufzuschieben, weil die Leiche davorlag. Er drückte sie deshalb ein Stück zurück. Erst dann konnte er sich in das Haus schieben und spürte, daß sich dort noch ein unsichtbarer Gast aufhielt, der Tod.

Stahl schluckte den bitteren Gallengeschmack. Er hörte sich selbst stöhnend atmen, als er in die Knie ging, um den Mann zu untersuchen. Beim ersten Hinsehen hatte er sich nicht geirrt. Der Gefängniswärter lebte nicht mehr.

Der rote Blutrand an der Kehle zeigte Harry, wie er ums Leben gekommen war.

Er stand auf. Eingepackt in eine Gänsehaut ging er weiter. Stahl nahm sich das Wohnzimmer vor, aus dem ein dünner Lichtschein in den Flur floß. Dort lag eine Lampe am Boden, aber das Licht war hell genug, um auch den langen Tisch zu erreichen, wo sich unter einer hellen Decke oder einem Laken ein Körper abzeichnete.

Harry wollte es genau wissen. Er zitterte schon, als er das Tuch etwas anhob.

Ein starres Frauengesicht lag vor ihm. Er sah auch das Blut auf dem Gesicht. Es war längst geronnen, und in seinem Körper setzte sich die Kälte fest.

Harry ließ das Tuch wieder zurückfallen und drehte sich auf der Stelle um. Dabei holte er seine Waffe hervor, sein Blick war so starr, daß er dem der beiden Toten glich. Er dachte daran, daß der Killer noch im Haus sein konnte, und Harry Wollte auf Nummer Sicher gehen. So machte er sich an die Durchsuchung. Er fing mit dem muffigen Keller an, ging anschließend in die erste Etage und mußte feststellen, daß es außer ihm keinen anderen mehr in diesem Haus gab, der lebte.

Buzea hatte Zeit genug gehabt, das Weite zü suchen, und Harry kam sich wieder wie ein Verlierer vor.

Er wußte jetzt, was er tun mußte. Anrufe tätigen, auch bei seiner Dienststelle, um sich Rückendeckung zu holen. Mit dem Zuchthausdirektor mußte er ebenfalls sprechen. Das Schrillen des Telefons traf ihn wie ein optischer Messerstich.

Er hatte es nicht weit bis zum Apparat. Harry hob ab. Bevor er sich melden konnte, hörte er die ihm bekannte Stimme des Direktors. »Sind

Sie es, Cichon?«
»Nein.«
Müller schwieg. Nach dieser kurzen Antwort ahnte er schon, daß ihn keine freudige Meldung erreichte. »Sind Sie es, Stahl?«
»Sicher.«
»Muß ich noch fragen?«
Harry wartete den tiefen Atemzug des anderen ab, bevor er eine Antwort gab. »Das brauchen Sie nicht, Herr Müller. Ich bin im Haus der Cichons, aber nicht allein, denn mich umgeben zwei Tote. Buzea hat es geschafft, das Ehepaar umzubringen.«
Schweigen. Danach das Stöhnen. Dann die rauhe Flüsterstimme. »Verdammt noch mal!«
»Ich kam zu spät.«
»Lange?«
»Nein, das glaube ich nicht. Aber es spielt keine Rolle. Ich bin zu spät gekommen. Ich werde jetzt die Mordkommission alarmieren, überlassen Sie alles mir, Herr Müller, und ich werde auch mit meiner Dienststelle reden.«
»Wissen Sie auch, was dann passiert?«
»Ich bin kein Hellseher, aber wir werden unsere Kräfte verstärken um diese Bestie zu fangen.«
»Das hätten Sie schon vorher machen können.«
»Das weiß ich alles, aber keiner hat wohl damit gerechnet, wie brutal und gefährlich dieser Mann ist.«
»Gut, ich warte in meinem Büro.«
Harry Stahl telefonierte jetzt selbst. Nicht mit der Mordkommission, er rief eine geheime Nummer an, bei der sich nur eine Computerstimme meldete, die Harry dazu aufforderte, sich zu identifizieren. Er gab ein Codewort durch und wußte nun, daß auf elektronischem Weg seine Stimmfrequenzen verglichen wurden.
»Codewort okay - warten!«
Er wartete und hörte dann keine Computerstimme, sondern die seines Einsatzleiters. »Ja, was ist?«
»Zwei Tote.«
»Oh, wie…?«
»Ich erkläre es Ihnen.« Namen wurden nicht genannt. Harry wußte, daß sein Bericht aufgezeichnet werden würde, was ihn jedoch nicht störte.
Hier waren persönliche Dinge nicht von Bedeutung.
»Fertig?«
»Ja.«
Harry hörte ein Räuspern. »Sie werden den Tatort jetzt verlassen. Der Mordkommission geben wir Bescheid. Für Sie, Stahl, geht die Arbeit natürlich weiter.«

»Das ist klar.«
»Haben Sie schon einen Plan?«
»Ich muß ihn fangen.«
»Das hoffen wir.« Die Antwort klang amüsiert. »Können Sie nicht konkreter werden?«
Stahl ärgerte sich über den Tonfall, aber er riß sich zusammen. »Ich habe bereits mit London gesprochen und meinem Freund Sinclair eine Vorwarnung gegeben. Er hat Bereitschaft gezeigt, mich zu unterstützen. Er kann morgen bei mir sein.«
»Wieder dieser Sinclair!«
»Kommen Sie nicht ohne ihn zurecht?«
»Wer immer Sie auch sind, ich habe hier den Überblick. Ich stehe hier an der Front, und hinter diesem Killer lauern andere Kräfte, das hat er immer wieder betont.«
»Andere?«
»Ja, auch wenn Sie die Frage spöttisch gestellt haben. So ist es nun mal.«
»Lassen wir das«, sagte der unbekannte Gesprächspartner. »Sie wissen selbst, daß wir Erfolge brauchen. Ist zeitlich abzusehen, wann wir damit rechnen können?«
»Nein.«
»Das ist schlecht.« Bevor Harry noch etwas sagen konnte, sprach der andere weiter. »Und Ihr Freund Sinclair würde kommen? Darauf können Sie sich verlassen?«
»Bestimmt.«
»Dann hören wir wieder von Ihnen.«
»Das denke ich doch.« Harry Stahl war froh, dieses Gespräch beenden zu können. Er mochte diese seelenlose Maschinerie nicht, die hinter ihm stand, sie erinnerte ihn an die Zeiten der alten DDR. Da war der Mensch auch nur ein überwachtes Wesen oder eine Marionette gewesen, aber Harry nahm es hin, denn es hatte für ihn auch schon schlechtere Zeiten im Westen gegeben, als man ihn als Polizist vom Dienst suspendiert hatte. Sein Titel Kommissar war Geschichte.
Lange konnte er nicht mehr bleiben. Die Beamten der Mordkommission sollte ihn hier nicht entdecken. Seine Fingerabdrücke würden zwar gefunden werden, aber zu einer Verfolgung würde es nicht kommen. So etwas regelte die Zentrale.
Es gab auch Vorteile bei diesem Job.
Er verließ das Haus. Der Regen schaffte es nicht, die Erinnerungen wegzuwischen. Harry Stahl dachte darüber nach, welches Glück er im Flur des Kaufhauses gehabt hatte. Daß dieser Buzea grausam und gefährlich war, das hatte er hinlänglich bewiesen, und er hätte Harry sicherlich auch zertreten.
Sein Opel stand da, wo er ihn verlassen hatte. Es war etwas windiger

geworden. Einige Blätter hatten sich nach dem trockenen Sommer schon von ihren Zweigen gelöst und waren auf dem Dach des Autos liegengeblieben.

Harry zog seinen Mantel aus und stieg ein. Er betrachtete sich im Innenspiegel und fand, daß er nicht gut aus-, sah. Dieser Tag hatte Spuren hinterlassen.

Er startete und fuhr durch die Regenschleier, mit denen jetzt der Wind spielte und dabei Figuren schuf, zu dem kleinen Hotel, in dem er ein Zimmer gemietet hatte.

Dort rief er John Sinclair an, erklärte ihm alles, und der Geisterjäger versprach, am nächsten Tag zu kommen. Wie schon so oft verabredeten sie sich am Frankfurter Flughafen, und Harry vergaß auch nicht, seinen Londoner Freund vom Stand des Falles zu unterrichten.

Im Restaurant aß er Maultaschen mit warmen Kartoffelsalat. Danach setzte er sich an die kleine Bar. Er hatte richtig Lust, sich vollaufen zu lassen. Da dies jedoch nichts brachte und nie einen Sinn hatte, beließ er es bei einem Kirschwasser und zwei Glas Bier.

***

Alfons Buzea war sehr zufrieden. Auch wenn der Tag für ihn noch nicht beendet war, denn er wollte die Abendstunden nutzen, wo die meisten Menschen Feierabend hatten.

Zum Glück kannte er sich in der Gegend aus, und er war auch gut zu Fuß.

Zunächst einmal fuhr er den Wagen zu einem kleinen Wald, durch den bei diesem Wetter sicherlich kein Mensch ging. Es führte ein schmaler Weg durch den Wald, der dort endete, wo das Ufer eines tiefer liegenden Tümpels begann.

Buzea stoppte. Es tat ihm beinahe schon weh, auf den BMW zu verzichten, aber es ging nicht anders, er mußte ihn verschwinden lassen.

Er stieg aus, blieb ungefähr eine Minute lang in der Stille stehen und war zufrieden, als er kein fremdes Geräusch hörte.

Dann löste er die Handbremse, ging ans Heck und schob den Wagen an. Er spürte wieder die Schmerzen in seinem Körper. Die verdammten Treffer beeinträchtigten ihn schon, aber er achtete nicht darauf. Um nicht abzurutschen, stemmte er die Hacken hart in den weichen Boden, drückte gegen den Wagen und war zufrieden, als dieser vorrollte.

Sekunden später kippte er nach vorn weg. Er rollte über die schräge Böschung nach unten, und bevor er sich überschlagen konnte, durchstieß er die grünbraune Oberfläche des Tümpels, wo es für ihn keinen Halt mehr gab, und er versank.

Der Killer schaute zu, bis der Wagen nicht mehr zu sehen waren und nur mehr letzte Luftblasen blubbernd an die Oberfläche stiegen, wo sie zerplatzten.

Dann drehte er sich um und machte sich auf den Weg zurück und zugleich zu einem neuen Ziel hin, zu dem er lieber mit dem Auto gefahren wäre, was er sich aus Gründen der Sicherheit allerdings nicht leisten konnte. Er durfte keine Spuren hinterlassen.

Es wurde ein langer Weg durch den Abend, den Regen und auch durch die Dunkelheit. Als er schließlich die Lichter der kleinen Ortschaft sah, die für ihn interessant war, atmete er auf. Es war auch nicht mehr so weit, und er ging schneller, wobei er hoffte, daß sich in dem Industriegebiet in den letzten acht Jahren nicht viel verändert hatte.

Sein Ziel lag abseits. Um Energie zu sparen, hatten die Verantwortlichen in dem Industriegelände nur wenige Laternen aufgestellt, die im Regen wie ferne, blasse Sonnen leuchteten. Zudem sahen sie durch die Wolken aus, als hätten sie noch wabrige Vorhöfe bekommen.

Bisher war es still gewesen. Aber aus dem Industriegebiet, wo Echos gegen die nackten Außenwände der Hallen fielen, klangen Geräusche an seine Ohren, die er ebenfalls nicht vergessen hatte. Als Kind hatte er mal ein Moped gestohlen und war damit über die Felder gerast. Der Sound dieser Motoren erweckte in ihm Erinnerungen. Er sah sich wieder in seinem Elternhaus, und auch die scharfen Augen seiner Mutter erschienen, bevor sie von denen der Tante abgelöst wurden, die ebenfalls bei der Mutter wohnte, denn sein Vater war schon sehr früh gestorben. Die Massen eines Steinbruchs hatten ihn begraben, und die beiden Frauen hatten sich um seine Erziehung gekümmert und ihm stets erklärt, wie schlecht die anderen Menschen doch waren, daß nur der Glaube an die Heiligen das wahre Glück brachte und die Menschen auf den rechten Weg führte.

Er spie aus.

Er haßte alle Heiligen.

Er haßte auch seine Mutter.

Er haßte seine Tante.

Er wußte nicht mal, ob sie noch lebten und durch diese Welt strichen.

Anders als die beiden Fahrer der Mopeds, denn diese Geräusche waren nicht zu überhören. Buzea preßte die Lippen zusammen. Er mochte nicht mehr an seine Kindheit und Jugend erinnert werden, nur an die spätere Zeit, wo er sich seine Freunde geholt hatte. Die Kinder, die man ihm früher vorenthalten hatte.

Wären die beiden auf ihn zugefahren, er hätte sich ihnen in den Weg gestellt, die Helme von den Schädeln gerissen und ihre Köpfe

zusammengeschlagen.
Er sah sie nicht. Er sah nicht mal die huschenden Lichter der Scheinwerfer. Nur die Geräusche waren zu hören, und er konnte auch den Regen sehen, den der Wind vor sich hertrieb.
Alfons Buzea hatte es aufgegeben, die Nässe aus dem Gesicht zu wischen. Sie kehrte sowieso immer wieder zurück, und so ließ er es von seinem Gesicht tropfen, was ihm völlig egal war.
Er sah die ersten Schatten der Fertigbauten. Neue Hallen, die vor acht Jahren hier noch nicht gestanden hatten. Er ging an ihnen vorbei und kam sich ziemlich klein vor. Die Besitzer der Hallen hatten ihre Namen mit großen Buchstaben angebracht, aber die Dunkelheit verschluckte alles, und das Licht der Lampen reichte kaum bis dorthin.
Dann sah er die Mopeds. Sie heulten auf, als er eine Halle umrundet hatte. Vor ihm lag eine gerade Straße, eine Sackgasse, und aus dieser Sackgasse kamen die beiden hervor. Die Scheinwerfer tanzten, zuckten, sie stiegen halbhoch in die Luft und durchbohrten die Dunkelheit mit langen Lanzen.
Buzea sprang nicht auf die Straße. Er blieb stehen, und er ließ die beiden fahren, die hier ein Wettrennen veranstalteten. Er drehte sich nur um, schaute ihnen nach und fing an zu lachen, als er trotz der Feuchtigkeit die Funkenspur entdeckte, die über die Fahrbahn hinweghuschte. Sie war entstanden, weil einer der Fahrer auf der glatten Bahn ins Rutschen geraten war.
Jetzt scheuerte das Metall über den Asphalt und hatte diese helle Spur hinterlassen.
Er lachte noch einmal und zischelte böse: »Das geschieht euch recht, ihr kleinen Arschlöcher. Sehr recht sogar…« Er rieb seine Hände und ging weiter.
Sein Ziel lag weiter vorn. Dort unterhielt die Firma Fischer damals einen Fuhrhof.
Vielleicht auch hoch heute.
Vor dem Tor blieb er stehen. Mit seinem feuchten Ärmel wischte er sich das Wasser aus dem Gesicht und schaute sich die beiden Griffe an. Es waren noch dieselben wie damals, und seine Freude steigerte sich.
Nichts hatte sich verändert. In Schwaben hielt man eben auf Tradition.
Buzea machte sich daran, das Tor aufzuziehen, das aus zwei Flügeln bestand. Er nahm beide Hände zu Hilfe, stemmte die Hacken ein und fing an zu zerren.
Es klappte, denn es war nicht verschlossen.
Das Quietschen ließ sich ertragen. Um diese Zeit trieb sich sowieso niemand herum, er war ganz allein.
Es ging leichter, als er gedacht hatte, und bald war er in dem Hof. Im

Dauerregen.

Die Wagen standen in Reih und Glied. Große, mittlere und auch kleine Fahrzeuge.

Keine Alarmanlage störte ihn, es bellte kein Hund, und es patroullierte auch kein Wachtposten.

Alfons Buzea war zufrieden. Er entschied sich für einen Pritschenwagen mit Zeltplane.

Man war hier wirklich leichtsinnig, denn als er am Griff der Fahrertür zog, fand er sie offen. Es lief eben alles wie geschmiert für ihn. »Wahnsinn«, flüsterte er. »Wahnsinn…«

Buzea stieg in den Wagen. Das Kurzschließen war zu einer seiner Lieblingsbeschäftigungen geworden. Er freute sich darüber, daß es auch hier so gut klappte.

Alfons war ein guter Fahrer. Er steuerte den Wagen durch das Tor und machte sich nicht mal die Mühe, es zu schließen. Der Diebstahl würde sowieso entdeckt werden, allerdings erst am nächsten Tag, und da hatte er den gestohlenen Wagen längst abgestellt. Er brauchte ihn nur während der Nacht. Er wollte etwas stehlen.

Weiße Särge!

***

Ein trüber, wolkiger Morgen hatte mich von London verabschiedet, und ein ebenfalls trüber, regnerischer Himmel empfing mich in Frankfurt.

Trotzdem klappte die Landung gut und alles weitere auch. Nur als ich Harry Stahl sah, da blieb ich stehen und zog die Augenbrauen zusammen. »Du siehst schlecht aus«, sagte ich zu ihm.

»Ist das ein Wunder?«

»Ich weiß es nicht.«

Wir reichten uns die Hände und klopften uns gegenseitig auf die Schultern.

Harry fragte: »Wie sieht es mit einem Frühstück aus?«

Ich stellte die Gegenfrage. »Hast du Hunger?«

»Ja.«

Ich verdrehte die Augen. »Klar, Harry, aber was machst du es heute wieder spannend.«

»Ich wollte dich ins Sheraton einladen, da brauchen wir nur ein paar Schritte zu gehen, und dort habe ich auch meinen Wagen untergestellt.«

»Ist es noch immer der Opel?«

»Der läuft wie eine Nähmaschine.«

»Ich bin einverstanden.«

Hotels dieser Preisklasse bieten auch ein dementsprechendes Frühstück, das natürlich auf den Geschmack der internationalen Gäste

abgestimmt ist. So konnten man europäisch, amerikanisch und auch asiatisch frühstücken, wobei mir die kleinen Frühlingsrollen ins Auge stachen, die sehr gut schmeckten.

Der Kaffee war ebenfalls nicht schlecht, und während wir aßen und sich das Wetter draußen nicht besserte, erklärte mir Harry, um was es in diesem Fall überhaupt ging.

Dieser Alfons Buzea hatte vor mehr als acht Jahren mehrere Kinder entführt, sie in ein Versteck geschleppt, um sie dem Satan zu opfern. Das hatte im letzten Augenblick durch die Aufmerksamkeit eines Geistlichen verhindert werden können.

Man hatte Buzea eingebuchtet, aber bei dem Prozeß hatte sich herausgestellt, wie wenig einsichtig er war. Er lebte voll und ganz in seiner eigenen Welt, in der sich bestimmte Heilige und seltsame Gestalten tummelten.

»Heilige?« fragte ich kauend.

Harry Stahl nickte mir über den Tisch hinweg zu. »Ja, du hast richtig gehört.« Er zeigte mit der Gabel auf mich.

»Aber keine Heiligen, wie wir sie kennen. Sie rekrutierten sich aus dem Umfeld dieser Geschöpfe. Er hat es immer wieder betont und auch von einer Gegenwelt gesprochen.«

»Nannte er Namen?«

»Das mußt wohl so gewesen sein, doch in den Prozeßpaketen waren diese Namen nicht aufgeführt. Immer nur der Satan.«

»Und was wollte er mit den Kindern? Ich meine, wie brachte er sie in einen Zusammenhang mit seinen Heiligen?«

»Das ist die Frage, die nicht beantwortet werden konnte. Er hat sich nie dazu geäußert.«

»Schade.«

»Aber er wird weitermachen«, sagte Harry, und seine Stimme klang sehr ernst. »Er hat bereits weitergemacht. Die beiden Toten lassen sich leider nicht verschweigen.«

»Wie macht er wohl weiter?«

Harry hob die Schulter. »Es ist schon pervers, beim Frühstück davon zu reden, aber ich denke da an die Kinder. Dieser Buzea hat die Höchststrafe erhalten, und man hätte ihn zudem noch in Sicherungsverwahrung genommen, aber er hat sich während der gesamten Zeit im Knast nichts zuschulden kommen lassen.«

»Trotzdem hat man ihn nicht vergessen.«

»Zumindest meine Firma nicht«, sagte Harry und legte die rechte Hand um das Glas mit Orangensaft. »Da haben sie einen guten Computer, in dem sie Daten speichern, die dann zu bestimmten Zeitpunkten ausgeworfen werden, nehme ich jedenfalls an. Ich kam ihnen sehr gelegen, denn Buzea hat schon immer auf der dunklen Seite des Lebens gestanden. Seine Satansfaseleien haben sicherlich

einen Background. Zumindest ich bin davon überzeugt, ebenso meine Vorgesetzten.« Er grinste schief. »Sonst hätten sie ja nicht mich mit dem Fall betreut.«

»Was weiß man darüber?« fragte ich, als ich eine Scheibe Wurst auf ein Brötchen legte.

»Einiges und nichts.«

»Das ist zu wenig.«

»Stimmt. Er hat den Kindern ja nichts getan. Er hat sie nur weggeschafft und sich seine Höhle gebaut. Kerzen, Knochenschädel, Symbole auf den Boden gemalt, auch mit Blut…«

»Das hast du gesehen?«

Harry wartete, bis ich den Mund leer hatte. »Ich habe es nicht in natura gesehen, sondern kenne es nur von Fotos. Aber die waren schaurig genug. Sie lagen bei den Akten.«

»Hast du sie bei dir?«

»Nein, ich konnte sie nur einsehen.«

Ich aß, überlegte, und es fiel mir eine nächste Frage ein. »Wie sieht dieser Buzea aus?«

»Ein Bild von ihm besitze ich nicht, aber ich kann ihn dir beschreiben.«

»Tu das.«

Während ich zuhörte und aß, entstand das Bild eines kräftigen Mannes vor meinem geistigen Auge. Kurzes Haar, ein normales Gesicht, aber sehr kalte Augen. Er hatte keine besonderen Kennzeichen wie eine Narbe oder ein ähnliches Mal.

»Bist du jetzt zufrieden, John?«

»Im Prinzip schon«, gab ich ihm recht, »aber da wäre noch etwas zu beachten. Dieser Mann ist relativ unscheinbar, trotz seiner Gefährlichkeit. Es wird schwer werden, ihn zu finden.«

»Da gebe ich dir recht.«

»Hast du dir schon ausgedacht oder darüber nachgedacht, wie wir es anstellen können?«

Stahl ließ sein Besteck sinken, tupfte sich den Mund ab und strich dann über seinen Kopf. »Das habe ich schon. Ich möchte dort anfangen, wo auch er gewesen ist. Wo es begonnen hat. In dieser Höhle eben.«

»Was bringt es?«

»Vielleicht nichts, John, aber es gibt da das Sprichwort, daß es den Täter immer wieder an den Ort der Tat zurückzieht.« Er wurde etwas lauter, als er meinen skeptischen Blick sah. »Ich weiß auch, daß es nicht optimal ist, aber hast du einen besseren Vorschlag?«

»Wie wäre es mit einer Fahndung?«

Harry winkte ab. »Das hat die örtliche Polizei bereits in die Wege geleitet. Es ist nichts dabei herausgekommen. Er hat zwei Tote

hinterlassen, ist aber selbst untergetaucht. Acht Jahre, John, hat er Zeit gehabt, sich einen Plan zurechtzulegen. Er wird alles genau durchdacht haben. Wir dagegen müssen ihm hinterherlaufen.«

»Das befürchte ich auch.« Grübelnd blieb ich sitzen, bis mir etwas einfiel. »Wie gut sind deine Beziehungen oder Drähte zu deinem Hauptquartier?«

»Normal. Wieso?«

»Ich denke da etwas anders, Harry. Wie du schon sagtest, er hat Zeit genug gehabt, sich einen Plan auszudenken, und ich befürchte, daß er dort weitermachen wird, wo er aufhörte. Er wird dem Satan weiterhin dienen, und er wird sich, so schlimm es auch ist, neue Kinder holen. Da könnten wir einhaken, denke ich. Kinder kann man nicht so einfach stehlen wie einen Apfel vom Obststand. Sie werden vermißt, wenn sie zu einer bestimmten Zeit nicht zu Hause sind. Darin sehe ich unsere Chance. Wir müssen auf jeden Fall sofort Bescheid bekommen, wenn irgendwelche Kinder verschwunden sind. Die Eltern werden das ja melden, und dann sollen sich die Polizeistellen an deine Zentrale wenden, die dich anschließend informiert. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

Stahl dachte darüber nach. Nach einer Weile lächelte er. »Eine gute Idee«, gab er zu.

»Finde ich auch.«

»Und was machen wir solange?«

»Liegen auf der Lauer.«

»Hast du denn Zeit?«

»Dafür immer«, erwiderte ich. »Freund Suko hält in London die Stellung. Ich kann mich um diese Dinge hier kümmern, bis wir den Fall gelöst haben.«

Harry war einverstanden. »Ich rufe jetzt sofort an.« Er holte sein Handy hervor.

Es ist zwar eine Unsitte, aus einem Lokal heraus zu telefonieren, doch bei uns handelte es sich um einen Notfall. Da mußten wir schon über den eigenen Schatten springen. »Und frage auch, ob es irgendwelche Vorfälle gegeben hat, die einfach nicht in das- normale Schema hineinpassen, abgesehen von den beiden Morden.«

»Keine Sorge, das klappt.«

Seinen Optimismus teilte ich nicht. Dieser Alfons Buzea war nicht nur seelisch gestört, er war auch intelligent und raffiniert. Er hatte auch Zeit genug gehabt, seine Pläne bis ins kleinste Detail zu überdenken.

Während Harry die Nummer eintippte, schaute ich durch die Fenster mit den schallschluckenden Scheiben.

Es regnete nicht mehr. Die Wolken zogen sich zurück und stiegen höher.

Vielleicht ein gutes Zeichen…

***

In der Nacht war es windiger geworden. Der Regen trieb in langen Schleiern vorbei.

Alfons Buzea lächelte, denn dieses Wetter kam ihm sehr entgegen. Er hatte es sich gewünscht, es war eingetroffen, und er dachte daran, daß die Hölle auf seiner Seite stand.

Der Friedhof, die kleine Kirche, die Gärtnerei und auch die Schreinerei lagen dicht beisammen. Da griff ein Rädchen ins andere. Der Schreiner war für das Herstellen der Särge zuständig, der Gärtner für den Blumenschmuck. In der Kirche wurde die Messe gehalten, und auf dem Friedhof fand der Verstorbene seine letzte Ruhestätte.

Es paßte ideal, auch für Buzea, der seinen gestohlenen Pritschenwagen an der Rückseite der Schreinerei abgestellt hatte, wo der Weg endete, der kaum benutzt wurde, weil er durch die Felder führte. Die eigentliche Straße verlief vor dem Haus, aber dort wollte sich der Mann nicht blicken lassen.

In diesen Morgenstunden schlief man. Der Inhaber selbst wohnte nicht über seiner Werkstatt, sondern im nahen Ort. Allerdings konnte er seinen Arbeitsplatz zu Fuß erreichen.

Buzea wunderte sich darüber, wie groß die Schreinerei doch in den letzten acht Jahren geworden war. Der Inhaber hatte investiert. Mit Toten ließen sich gute Geschäfte machen. Außerdem fertigte er noch Möbel und andere Dinge an.

An der Rückseite hatte Buzea die Plane seines Wagens geöffnet. Es war dort ein düsteres, viereckiges Maul entstanden. Wenn er die Beute holte, konnte er sie leicht auf die Ladefläche schieben.

Zunächst einmal mußte er die Arbeitshalle betreten. Er hätte ein Fenster einschlagen können, was nicht unbedingt sein mußte. Zuerst wollte er über den normalen Eingang in die Werkstatt.

In dieser ländlichen Gegend mußte man zwar auch mit irgendwelchen Dieben rechnen, doch wer von denen wollte schon Särge stehlen?

Niemand. Aus diesem Grunde war die Tür auch nicht mit einem besonderen Schloß gesichert.

Alles um ihn herum war feucht. Die Luft, der Boden, die Mauern der Werkstatt, und Buzea selbst steckte in seiner feuchten Kleidung, was ihn allerdings nicht störte, sein Sinnen und Trachten war auf ein bestimmtes Ziel gerichtet.

Er mußte die verdammte Tür aufhebeln, doch ohne Werkzeug klappte das nicht. Hätte er sich welches besorgen wollen, wäre zuviel Zeit verlorengegangen, und so suchte er nach einem anderen Weg. Es war leichter, die Scheibe einzuschlagen. Auch wenn er es nicht für gut

hielt, diesmal mußte er es tun.

Nahe der Tür zertrümmerte er eines der Fenster. Die Scherben fielen nach innen, das Loch war groß genug, so daß er in die Werkstatt kriechen konnte.

Der Geruch von frischem Holz erreichte seine Nase. Er mochte ihn, die Dunkelheit dagegen störte ihn. Er sah nicht, was ihm im Weg stand. Die Schneidemaschinen, die Hobelbänke, die Werkzeugtische, all das wollte er vergessen, wichtig war das Lager, wo die Särge aufbewahrt wurden.

Dort schlich er hin. Er fand es mit einem sicheren Instinkt und öffnete eine Tür, indem er sie zur Seite schob. Sie huschte mit einem leisen Grummein über die Rollen hingweg, dann schaute er in die graue Düsternis des Lagers, die sich erhellte, als der Strahl seiner Taschenlampe über lange Holzplatten, auch unbearbeitete Stücke und halbfertige Teile fuhr.

Eine große Maschine entdeckte er ebenfalls, ohne zu wissen, wozu sie benötigt wurde. Beim Anblick des Sägeblatts leuchtete seine Augen auf.

Damit konnte man nicht nur Holz schneiden…

Buzea befreite sich von den anderen Gedanken, denn er hatte eine weitere Tür entdeckt, auf deren Außenseite sich ein Schild befand. Beim Näherkommen konnte er die Buchstaben lesen und war zufrieden.

SARGLAGER stand auf der Tür. Sie war nicht verschlossen. Er stieß sie auf und sah die Särge hochkant oder auf dem Boden gestapelt stehen.

Die Auswahl war groß, aber diejenigen, die er suchte, fehlten.

Er wollte weiße Särge haben! Kindersärge…

Sie waren auch besser zu transportieren.

Buzea fand sie, nachdem er sich im Hintergrund des Lagers umgeschaut hatte.

Ein zischender Atemzug drang aus seinem Mund. Das war genau richtig für ihn.

Hier in dieser Gegend hielt man eben auf Tradition. Da wurden Kinder in weißen Särgen beerdigt, denn weiß war nun mal die Farbe der Unschuld.

Drei wollte er haben, doch es gab nur zwei.

Das war zwar ärgerlich, aber nicht zu ändern. Er schaute sich im Schein seiner Taschenlampe die Särge an und stellte fest, daß sie durchaus von den Ausmaßen her durch das zerstörte Fenster geschoben werden konnten. Eine günstige Sache.

Er hob den ersten Sarg an und knirschte mit den Zähnen. Vor den Erfolg hatten die Götter die Arbeit und den Schweiß gesetzt, das wußte er jetzt, denn dieser Kindersarg war doch schwerer, als er

gerechnet hatte. Er mußte sich abmühen und schleppte den ersten Sarg bis zum Fenster.

Dann holte er den zweiten.

Als er vor dem Fenster stand, legte Buzea eine kleine Pause ein, um zu verschnaufen.

Auf seinem Gesicht hatten sich Feuchtigkeit auch Schweiß vermischt.

Das Fenster lag zum Glück nicht sehr hoch, er würde die Särge hindurchschieben und nach draußen kippen können.

Es klappte schon beim ersten Versuch.

Beim zweiten Sarg ging er vorsichtiger zu Werke, denn er wollte nicht, daß dieser auf den ersten stürzte. Deshalb änderte er den Fallwinkel etwas und schob ihn seitlich durch das Fenster.

Danach kletterte er wieder nach draußen. Er blieb auf dem tiefen Boden im Regen stehen und sah die gewaltigen Schatten, die sich in der Dunkelheit abzeichneten. Es waren die Umrisse des Friedhofs, die ihn aber nicht unbedingt interessierten. Er wollte mit seiner Beute verschwinden.

Er schleppte die Särge zum Wagen. Niemand störte ihn. Unbeobachtet konnte er sie auf die Ladefläche schieben, zurrte sie fest und zog anschließend die Plane wieder über die Halterung.

Geschafft!

Am liebsten hätte er seinen Triumph hinausgeschrien, aber auch für ihn gab es Grenzen. Er rieb seine Handflächen gegeneinander, stieg wieder in das Fahrerhaus und startete.

Da der Boden weich war, heulte der Motor auf, als der Einbrecher loszufahren versuchte. Die Räder drehten durch, und er kam nur langsam von der Stelle.

Alfons Buzea schaltete das Radio ein. Die Nachrichten waren vorbei, der Wetterbericht drang an seine Ohren, und er hörte sehr genau zu. Bis zum Morgen sollte es regnen, dann aufklaren, so daß auch die Sonne freie Bahn hatte.

Buzea lächelte. Die Aussichten gefielen ihm. Sie waren gut, alles lief günstig für ihn, und er dachte daran, daß er am nächsten oder übernächsten Tag dort weitermachen würde, wo er damals aufgehört hatte.

Er würde sich die Kinder holen.

Kein Problem. Sie waren so vertrauensselig, auch in einer angeblichen so aufgeklärten Zeit…

***

Der Anruf in der Zentrale hatte uns nicht weitergebracht. Es war kein weiterer Mord geschehen, aber wir waren trotzdem davon überzeugt, daß dieser Buzea in seinen Aktivitäten nicht nachlassen würde. Er geisterte irgendwo herum, suchte, dachte an den Satan, und sein

verwirrtes Gehirn beschäftigte sich mit schlimmen Dingen. Es würde nicht leicht werden, ihn überhaupt zu finden und zu stoppen.

Die Taten hatte er, wenn man so wollte, alle im Großraum Stuttgart begangen. Gewissermaßen auf der Alb, wo es viele Höhlen gab, in denen er sich verstecken konnte. Zu einer dieser Höhlen waren wir unterwegs, während der Regen tatsächlich aufhörte und sich am Himmel das erste herbstliche Blau zeigte.

»Du solltest es dir trotzdem ansehen«, sagte Harry immer wieder.

»Ist denn alles so geblieben?«

»Nein, aber wir müssen davon ausgehen, daß er in diesem Fall seine Pläne nicht geändert hat.«

»Gut.«

Wir hatten die Autobahn nach Stuttgart genommen, gerieten zwischen Karlsruhe und Pforzheim in einen Stau, rollten schließlich weiter und fuhren irgendwann in der Nähe von Stuttgart ab und über Land weiter.

Die Alb war mit schmucken Dörfern reichlich gesegnet. Für mich boten sie eine Beschaulichkeit, wie man sie nur noch in alten Lesebüchern zu sehen bekam, wenn man sich die Bilder vom friedlichen Dorfleben anschaute. In den Büchern gab es allerdings keine Autos, das Umweltproblem Nummer eins. Doch Lärm, Abgase und Waldsterben bewogen nur wenige Verkehrsteilnehmer, auf Busse und Bahnen umzusteigen. Schade, denn den Preis zahlten wir alle, mit unserer Gesundheit, mit einer gestörten Natur…

Harry Stahl hatte sich schlau gemacht. Ohne einmal nachzuschauen, kannte er den Weg, der zu dem Platz führte, an dem dieser Killer früher seine Taten hatte vollbringen wollen.

Er lag in einem wilden Gelände, das mir wegen seines auf und ab wie eine Achterbahn vorkam. Das Teerband war längst zu Ende. Harry scheuchte den Opel auf schmalen Wegen quer durch die Landschaft, schaltete verbissen, fluchte, wenn er Umwege fahren mußte, erklärte aber, daß er nicht aufgeben würde, denn das hatte dieser verfluchte Killer auch nicht getan.

Schließlich hatten wir eine Höhe erreicht, die uns einen gewissen Ausblick garantierte. In der Ferne sah ich zwei Kirchtürme an verschiedenen Stellen. Dort lebten Menschen in kleinen Dörfern. Hohe Berge gab es nicht, wohl sanfte Hügel, auch kantige Felsen und einige Steinwände, auf die Harry hinwies, denn unter ihnen lagen oftmals die Höhlen versteckt.

»Auch die des Killers?«

»Ja.«

»Müssen wir tief in die Erde?«

»Nein, John, diese Mühe hat er sich nicht gemacht. Er ist auf irgendeine Art und Weise auch bequem gewesen.«

Ich wollte mich überraschen lassen. Wir umrundeten ein lichtes Waldstück, an dessen Ende Stahl den Opel stoppte.

»Hier sind wir.« Er stellte den Motor ab, schnallte sich los und stieg aus.

Ich sah zwar nicht viel, folgte ihm aber und wurde von den warmen Strahlen der Septembersonne gestreichelt. Die Höhle war nicht zu sehen, aber Harry deutete auf eine kleine Mulde, deren Ränder mit Büschen bewachsen waren.

»Da müssen wir rein.«

Beide hielten wir uns am Strauchwerk fest, und ich bekam große Augen, als ich auf der anderen Seite der Mulde die mannshohe Öffnung entdeckte, hinter der es finster war.

Stahl war stehengeblieben. »Da ist der Ort«, flüsterte er. Daß wir hier waren, nahm ihn mit, denn er hatte eine Gänsehaut bekommen und bewegte unruhig seine Hände. »Hierher hat er sie geschafft, hier wollte er sie dem Satan oder wem auch immer opfern, aber dazu ist er glücklicherweise nicht gekommen.«

»Ich werde mir die Höhle mal von innen anschauen.«

»Ja, ich schaue mich mal hier draußen um.«

»Warum?«

»Halte mich für einen Spinner, für einen alten Esel oder Idioten, was auch immer. Aber wenn er hier gewesen ist, hat er sicherlich auch draußen seine Spuren hinterlassen.«

»Gut, bis gleich dann.«

Mein Weg führte über einen harten Boden, der stellenweise mit Gras bewachsen war. Insekten durchschwirrten die Luft. Ihr Flug kam mir nervös vor. Sie spürten das Ende des Sommers und wollten noch ihre letzten Tage genießen. Der Höhleneingang war nicht zugewachsen, ich konnte sie ohne Schwierigkeiten betreten, mußte allerdings den Kopf einziehen.

Einen Schritt später konnte ich mich wieder normal hinstellen, denn das Steindach über mir war hoch genug.

Ich wußte nicht, wie tief die Höhle in den Fels hineinführte. Dort, wo ich stand, war es noch relativ hell, weil mich das Licht des Eingangs umschmeichelte.

Ich holte die Lampe hervor und ließ den Strahl wandern.

Ein felsiger Boden. Fels an den Seiten, mit Moos in Lücken und Ecken.

Hier also hatte es geschehen sollen, aber es war zum Glück nicht geschehen.

Spuren gab es nicht mehr.

Acht Jahre sind eine lange Zeit, und auch die Kollegen der deutschen Polizei hatten die Höhle abgesucht, so daß es für mich unmöglich war, noch etwas zu finden.

Nichts zu machen.

Ich ging trotzdem weiter, weil ich mir die genauen Ausmaße anschauen wollte.

Der holprige Weg führte leicht bergab. Oft findet man in alten Höhlen Bilder, sogenannte Höhlenmalereien.

Ich suchte die Wände und die Decken ab, aber es gab sie nicht. Die Menschen, die hier vor Jahrtausenden gelebt hatten, wollten der Nachwelt keine Spuren hinterlassen.

Ich drehte mich wieder um.

Jetzt lag der Ausgang vor mir. Wie aus dem Fels geschnitten kam mir der Ausschnitt vor. Dahinter war es hell, die Sonne schien kräftiger, und von meinem Begleiter sah und hörte ich nichts.

Mich umgab eine ungewöhnliche Stille. Obwohl die Höhle relativ groß war, wurde ich den Eindruck nicht los, daß sie sich veränderte und immer mehr zusammenwuchs. Da schienen sich die Seiten zu bewegen und mich erdrücken zu wollen, was allerdings auch Einbildung sein konnte.

Ich runzelte die Stirn. Beim Betreten hatte ich noch nicht so gefühlt und ging davon aus, daß sich schon etwas verändert hatte, daß diese Höhle zu einem anderen Ort geworden war.

Es gab etwas, das ich nicht sah, und ich mußte daran denken, daß sich dieser Buzea die Höhle sicherlich nicht grundlos ausgesucht hatte. Er war jemand, der der anderen Seite diente. Er wollte an sie heran, er wollte sicherlich perfekt werden und brauchte dazu ihre Hilfe.

Eine dunkle, drohende Magie, die möglicherweise diese Höhle hier umfaßt hielt.

Ich wartete ab, aber ich war nicht untätig, sondern fühlte nach meinem Kreuz.

Es lag auf der Brust. Es war normal geblieben und hatte sich nicht erwärmt. Warum nicht?

Hatte ich mir die Veränderungen nur eingebildet oder waren sie tatsächlich eingetreten?

Es bewegte sich nichts an der Decke, auch nichts an Wänden, trotzdem kam es mir vor, als wollte jemand aus dem Unsichtbaren heraus Kontakt mit mir aufnehmen.

Für mich war das nicht so unwahrscheinlich wie für andere Menschen, denn ich hatte oft genug mit anderen Welten zu tun. Es gab sie, ich war in sie durch gewisse Tore eingedrungen, oder sie hatten sich mir offenbart. An diesem düsteren Ort mußte ich eine gewisse Geduld zeigen und blieb auf der Stelle stehen.

Kein Laut drang von außen her herein. Auch Harry Stahl verhielt sich ruhig. Es umtanzte mich kein geheimnisvoller Schimmer, es öffnete sich kein transzendentales Tor, und dennoch glaubte ich, nicht mehr allein zu sein.

Eine Stimme?
Hörte ich eine Stimme?
Oder war es nur das leichte Säuseln des Windes, der vor der Höhlenöffnung um die Felsen strich?
Ich zuckte mit keiner Wimper, als ich mich auf die Stimme konzentrierte und zunächst mal darauf wartete, daß sie wiederkehrte. Noch blieb sie still, aber irgendwo lauerte jemand. »Hallo…«
Leise und dennoch verständlich hörte ich dieses Wort und mußte dem nachfolgenden Satz lauschen, der mich verdammt tief traf.
»Rette die Kinder! Rette die Kinder…«

***

Ich rührte mich nicht. Ich gab keinen Laut von mir, und die Gänsehaut floß ebenfalls unhörbar über meinen Körper. Die Stimme hatte ich genau gehört, es gab keinen Irrtum, und ich hatte auch jedes einzelne Wort verstanden.
Rette die Kinder…
Ich sollte sie retten.
Aber wen genau? Wo waren sie? Wo hielt man sie versteckt? Ich kam damit nicht zurecht und lauerte darauf, daß sich die Stimme noch einmal meldete und die Sätze wiederholte, aber das trat nicht ein.
Es blieb ruhig.
Auch kein Echo mehr. Die Stimme war aufgeklungen und hatte sich wieder zurückgezogen. Wenn ich genauer darüber nachdachte, dann war sie eigentlich von überall hergekommen. Aus der Decke, von der Seite ein geheimnisvolles Raunen und Flüstern.
Wer war der Sprecher oder die Sprecherin gewesen? Der Klang hatte sich in meiner Erinnerung festgesetzt. Ich kam mit ihm zurecht, aber ich wußte nicht, wer gesprochen hatte, denn die Stimme hatte neutral geklungen.
Durch die Nase holte ich Luft, trotzdem fühlte ich mich von diesem Geräusch schon gestört.
Nur ein Flüstern, ein leises Raunen. Aus einer anderen Dimension oder Welt?
Auch als eine Minute vergangen war, hatte sich die Stimme nicht mehr gemeldet. Ich blieb allein zurück und konnte über das nachdenken, was mir als Warnung zugeflüstert worden war. Es ging einzig und allein um die Kinder, die ich retten sollte.
Neue Kinder, alte Kinder?
In dieser Höhle hatte vor mehr als acht Jahren jemand gehaust, der den Mächten der Finsternis zugetan war…
Meine Gedanken brachen ab.
Wieso Warnerin?
Nur eine Idee, mehr nicht, doch ich klammerte mich daran fest. Wie

man es auch drehen und wenden konnte, diese geheimnisvolle Person war kein menschliches und vor allen Dingen kein männliches Wesen. Die Stimme hatte einfach zu neutral geklungen und zu hell.

Die Lösung lag auf der Hand, und ich wunderte mich darüber, daß sie mir nicht früher in den Sinn gekommen war. Da hatte tatsächlich ein Kind zu mir gesprochen. Ein Geisterkind. Jemand aus einer anderen Dimension. Vielleicht der Geist eines toten Kindes, und das wiederum ließ mich schaudern, denn ich dachte einen Schritt weiter.

Wenn es der Geist eines Kindes gewesen war, der keine Ruhe finden konnte, dann lag es möglicherweise an diesem verfluchten Alfons Buzea. Mir wurde kalt und kälter. Sollte er sich bereits ein Opfer geholt haben, ohne daß es aufgefallen war?

Die Warnung hatte mich nicht vorangebracht, sondern eher verunsichert.

Diese Stimme hatte sich als Unbekannte in diesen Fall hineingedrängt, der für mich eigentlich noch keiner war.

Ich dachte immer wieder über den Klang nach, und ein erster Verdacht verstärkt sich von Sekunde zu Sekunde. Diese Stimme, so fremd sie auch gewesen war, hatte ich schon einmal gehört. Sie war doch nicht so unbekannt, ich wußte Bescheid, denn sie hatte etwas aus meiner Erinnerung hervorgeholt.

Nachdenken, ich mußte jetzt nachdenken, alles andere war unwichtig.

Die Stimme kannte ich von irgendwoher.

Aber von wo…?

Ich räusperte mich. Das erste Geräusch nach dem Erklingen der Stimme. Ich erwachte dabei wie aus einem Traum und hörte auch eine andere Stimme, die mich rief.

»He, John, was ist los?«

Ich blickte nach vorn. Im helleren Eingang der Höhle hatte sich Harry aufgebaut. Er stand dort leicht breitbeinig, die Sonne schien gegen seinen Rücken und gab der Gestalt einen harten Umriß.

»Ich komme.«

Nach einem letzten Rundblick verließ ich die Höhle. Harry war zur Seite getreten und schaute mich etwas seltsam an, als ich hinaus in den Sonnenschein trat und mich drehte, um den Glutball im Rücken zu haben. »Was ist los mit dir?«

»Nicht viel.«

»Doch, ich sehe es dir an. Da ist etwas geschehen. War die Höhle doch nicht so leer, wie wir gedacht haben?«

Ich gab keine Antwort, sondern ging zu einem Stein, um mich darauf niederzulassen. »Doch, Harry, sie war leer. Sie war sogar sehr leer, abgesehen von mir…«

»Aber?«

Er stand vor mir und ich schaute zu ihm hoch. »Plötzlich veränderte sich etwas«, berichtete ich mit leiser Stimme und hob dabei die Schultern.

»Ich weiß nicht, was es gewesen ist, aber die Veränderung war vorhanden. Einiges kam da zusammen. Ich hatte den Eindruck, als wollten sich Decke und Wände verdichten, und aus dieser Dichte hervor hörte ich plötzlich eine leise Stimme.«

»Das ist…«

»Laß mich aussprechen. Es war eine Stimme, die mir erklärte, daß ich die Kinder retten sollte…«

Harry Stahl sagte nichts. Auch er war überrascht worden und wirkte plötzlich blutleer. Ich sah, wie er schluckte, mit den Augen zwinkerte, dann die Luft ausstieß und zur Seite ging, als wollte er mich nicht mehr anschauen.

»Jemand war also in der Höhle.«

»Nein, Harry, nein«, erwiderte ich. »Es war niemand in der Höhle. Ich habe die Stimme trotzdem gehört.«

»Eine Geisterstimme.«

»So ähnlich.«

»Und sie wollte, daß du die Kinder rettest. Dann hat sie aus dem Unsichtbaren zu dir gesprochen, gewissermaßen aus einer anderen Welt.«

»Treffer!«

Er drehte sich wieder zu mir um. »Wenn ich das so richtig überdenke, zeigt es uns, daß wir unter Beobachtung stehen - oder nicht?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber du weißt nicht, wer uns beobachtet. Du hast eben nur die Stimme gehört.«

»Alle richtig.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Fragen mehr. Nicht weil ich es nicht will, ich bin einfach nicht reif genug.« Er hob die Arme. »Ich komme nicht mehr mit und kann nur froh darüber sein, daß du bei mir bist und mir eventuell eine Erklärung geben kannst.«

»Das wird schwer genug werden, aber ich versuche es trotzdem. Die Stimme habe ich gehört und mir nicht eingebildet. Sie wiederholte den Satz nur einmal, und ich weiß genau, daß er sehr wichtig für uns und die Zukunft ist. Ich habe auch darüber nachgedacht - nicht ausschließlich über den Satz, sondern auch über die Stimme - und bin zu dem Entschluß gelangt, daß ich sie schon einmal gehört habe. Sie war fremd, aber nicht so fremd, verstehst du?«

»Nein.«

»War auch nicht gut ausgedrückt. Ich hörte sie schon einmal. Ich kenne sie, aber ich kann mich nicht daran erinnern, wo ich sie

kennengelernt habe.«

»Das ist schlecht.«

»Weiß ich.«

»Liegt es lange zurück?«

Ich überlegte. »Eine gute Frage, wirklich, aber ich kann dir darauf keine Antwort geben. Was ist lange? Drei Jahre, zwei Jahre, fünf Monate?«

»Da kann ich dir leider nicht helfen, John, so gern ich es tun würde.«

»Ist klar, Harry. Nur ist mir bei genauem Nachdenken noch etwas dazu eingefallen. Die Stimme gehörte weder einer Frau noch einem Mann, da muß ein Kind aus einer anderen Welt zu mir gesprochen haben. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Harry Stahl mußte husten und verschluckte sich. Sein Mund stand plötzlich offen. »Das - das gibt es doch nicht. Ein Kind soll zu dir gesprochen haben? Du irrst dich!«

»Leider nicht. Zum Glück nicht.«

»Ein totes Kind. Quatsch.« Er winkte ab. »Der - der Geist eines Kindes, der keine Ruhe gefunden hat. Ist das so korrekt ausgedrückt?«

»Ja, wenn auch nicht zwingend. Es müßte so sein, Harry, da gebe ich dir recht, aber ich kann mich mit dem Gedanken nicht so recht anfreunden.«

»Was stört dich denn?«

»Wenn ich das wüßte. Ich kann mich nicht erinnern, in der letzten Zeit einen Fall erlebt zu haben, in dem ein Kind ums Leben gekommen ist. Zum Glück nicht.«

»Wenn man diesen Gedanken aufnimmt, kann man davon ausgehen, daß dieses Kind noch existiert?«

»Lebt, meinst du?«

»Auch das.«

Ich verfiel zunächst einmal in ein tiefes Grübeln. »Nein, Harry, nein, eigentlich nicht. Das ist etwas ganz anderes. Ich will einfach nicht daran glauben, daß dieses Kind tot ist. Es lebt nur auf einer anderen Eb ene.«

»Kann ich schwer nachvollziehen. Eine andere Frage: War es ein Junge oder ein Mädchen?«

Mein Blick war auf den Höhleneingang gerichtet, als könnte ich dort die Lösung ablesen. »Wenn ich das wüßte, ginge es mir auch besser, aber ich kann es dir leider nicht sagen. Deshalb können wir die Stimme auch nicht eingrenzen. Sie klang eben neutral, verstehst du?«

»Wie es bei Geistern der Fall ist?«

»Auch!«

»Ein Geisterkind.« Er räusperte sich. »Ein Geisterkind, das dir geraten hat, die anderen Kinder zu retten. Nur eben dies, aber es hat keinen Ort genannt und auch keine Namen. Verdammt noch mal, das ist

einfach zuwenig, John.«
»Stimmt.«
»Was willst du tun?«
»Weiterhin nachdenken, vielleicht komme ich noch auf die Lösung, auch wenn es mir schwerfällt.«
Harry räusperte sich. »Können wir damit rechnen, daß sich dieses Geisterkind noch einmal meldet?«
»Hoffen, Harry, hoffen.«
»Klar, das verstehe ich, aber du willst doch nicht etwas aufgeben, denke ich?«
»Nein, auf keinen Fall.«
»Nachdenken!«
Ich nickte.
»Wenn du dich an die Stimme erinnerst, John, dann kann es doch nicht so lange hergewesen sein, daß du sie gehört hast. Alles andere ist wirklich nicht…«
Ich stand auf. »Laß uns fahren.«
»Gern. Aber wohin? Wenn du mir jetzt sagst, die Kinder retten, dann würde ich das gern tun. Nur weiß ich nicht, wohin wir uns dann wenden sollen. Sorry.«
Ich schaute ins Leere. Nach einer Weile sagte ich: »Weißt du, Harry, ich glaube fest daran, daß der Ort gar nicht mal so weit von hier entfernt ist. Der Killer stammt aus dieser Gegend, hier kennt er sich aus, hier wird er sich seine Kinder holen.«
»Aus den Dörfern?«
Ich hob die Schultern.
»Das würde auffallen. Sicher ist nur, daß er nicht mehr hierher zurückkehrt. Er wird nach einem neuen Versteck Ausschau halten müssen, um dann das fortzusetzen, was er vor mehr als acht Jahren begonnen hat.«
Als ich aufstand und Harry dabei anschaute, schüttelte ich den Kopf.
»Nein und ja. Er wird nicht nach einem neuen Versteck Ausschau halten, weil er es schon hat. Ob es wieder eine Höhle sein wird, möchte ich dahingestellt sein lassen, ich kann es nicht glauben, weil er davon ausgehen muß, daß wir nachforschen. Es kann ein Haus sein, das leersteht, es kann in der freien Natur sein, es ist alles möglich. Jedenfalls müssen wir uns irgendwo einen Stützpunkt suchen.«
»In dieser Umgebung gibt es genügend kleine Ortschaften.«
»Dann fahren wir eben die erste an.«
»Okay.«
Ich warf einen letzten Blick zurück auf den Eingang zur Höhle. Dahinter drängte sich noch immer die Dunkelheit zusammen.
Ein Wunschtraum von mir ging nicht in Erfüllung. Diejenige Person, die aus einem anderen Reich zu mir gesprochen hatte, zeigte sich

leider nicht…

***

Der neue Tag war angebrochen, schon einige Stunden alt, und Buzea mußte zugeben, daß sich der Wetterbericht nicht geirrt hatte. Die lange Zeit des Regens und der Kühle war vorbei, jetzt hatte es die Sonne geschafft, sich an einem wolkenlosen Himmel zu zeigen, und sie präsentierte der Welt einen wunderschönen Herbstmorgen.

Da stieg die Stimmung der Menschen, da waren sie fröhlicher, da lachten sie und freuten sich darüber, daß der Altweibersommer trotzdem zurückgekehrt war.

Es ging ihnen gut.

Und auch Buzea fühlte sich wohl. Noch bei Dunkelheit hatte er sein Ziel erreicht. Es war eine alte Gartenanlage, nicht weit von einem Bahndamm und einem Bach entfernt. Früher hatten hier wunderschöne Schrebergärten gestanden, aber diese Zeiten waren vorbei. Das Gelände hatte ein Investor gekauft, in der Hoffnung, irgendwann in den folgenden Monaten mit dem Bau eines Freizeitbads zu beginnen.

Schwimmen unter Palmen, unter einer künstlichen Sonne im angenehm temperierten Wasser, und das zu allen Jahreszeiten.

Was in den Niederlanden seit Jahren Erfolge feierte, sollte jetzt auch Deutschland erobern. Aber noch war der Vertrag nicht unterschriftsreif.

Vor allen Dingen Umweltschützer stimmten sich gegen das Projekt.

Jedenfalls war die Gartenanlage schon aufgegeben worden, aber einige der Lauben oder Häuser standen noch, und der Killer hatte sich eines von ihnen ausgesucht.

Sein Heim sollte dies allerdings nicht werden, er wollte die Laube nur als Übergangsstation benutzen, als sein Versteck für den Wagen, denn hier würde er sicherlich erst spät gefunden werden. Eine falsche Spur legen, darauf kam es ihm an.

Die Särge hatte er bereits zu seiner eigentlichen Höhle geschafft, wie er das Haus nannte, das früher einmal eine Mühle gewesen, jetzt aber verlassen war. Dorthin hatte er die Särge geschafft, und den Wagen ließ er auf dem Gelände stehen.

Er lächelte und war froh darüber, im Knast die Zeitungen gelesen zu haben. So war es ihm gelungen, mehr über die Umgebung zu erfahren und über gewisse Bauvorhaben.

Er war zufrieden, denn der Wagen stand direkt neben einer Steinlaube, die ihn an der rechten Seite schützten. Links gaben ihm einige Obstbäume Deckung.

Das Bild aus der Zeitung hatte sich in seinem Kopf festgesetzt. Es war eine gelungenen Panoramaaufnahme des Geländes gewesen, und er

hatte das Haus sofort gefunden.

Buzea war in die Laube eingebrochen.

Er durchsuchte sie nach irgendwelchen Dingen, die er gebrauchen konnte. Bis auf einen verrosteten Schraubenzieher fand er nichts, und auch den schleuderte er wieder weg.

Es lohnte sich nicht.

Als er die Laube verließ, klopfte er gegen die Plane des Wagens. Du hast mir gute Dienste geleistet, mein Freund. Toll, ich möchte mich noch einmal bedanken Er schaute nicht zurück, als er sich auf den Weg machte und durch das verwilderte Gelände strich, denn nun begann seine eigentliche Aufgabe.

Die Heiligen der Gegenwelt warteten darauf, daß er sie nicht enttäuschte und der oberste Gott, Satan, würde wohlwollend auf ihn herabblicken, wenn er das tat, was getan werden mußte.

Er würde sich beeilen. Es hatte alles schon ziemlich lange gedauert. Er mußte sich die Kinder holen. Die Särge standen bereit. Die Methoden kannte er, die anderen Heiligen warteten auf ihn. Sehr deutlich spürte erihr Drängen, denn als er ging, da durchschwirrten die Stimmen seinen Kopf und trieben ihn voran.

Er würde es schaffen, er mußte es tun, denn eine dritte Chance würden sie ihm nicht lassen.

Sein Blick war kalt und stur nach vorn gerichtet. Die Unterlippe stand etwas vor, als er mit raumgreifenden Schritten seinem Ziel entgegenlief.

Er überlegte, ob er sich verkleiden oder verändern wollte. Eine Brille und eine Perücke hätten schon etwas gebracht, denn er hatte diesen Mann aus dem Kaufhaus nicht vergessen. Zwar glaubte Buzea nicht daran, daß er ihm gefährlich werden konnte, aber er sah ihn als einen Störenfried an, und so etwas wollte er auch nicht.

Das Schicksal hatte es wirklich gut mit ihm gemeint. Abgesehen vom Wetter waren auch andere Bedingungen als ideal zu bezeichnen, als eine Fügung des Schicksals.

Die kleine Stadt, die er sich schon im Knast durch einen Zeitungsbericht vor drei Tagen ausgesucht hatte, lag nicht nur in einer landschaftlich schönen Umgebung, an diesen Tagen gab es dort noch etwas Besonderes, auf das sich die Bewohner das ganze Jahr über freuten.

Es war die Herbstkirmes, die dort stattfand und auch aus der Umgebung zahlreiche Besucher anzog.

Ein Tummelplatz für Erwachsene, Jugendliche und auch Kinder.

Er lachte laut. Er konnte es sich leisten, denn niemand hörte ihn. Die Stadt breitete sich vor ihm in der Senke aus. Er sah auch den Bach an deren Rand entlangfließen, wo sein Haus stand, die ehemalige Mühle, sein Versteck.

Auf der anderen Seite der Stadt, wo sich der große Platz befand, sah er die bunten Aufbauten der Karussells und Buden. Da befand sich die Kirmes.

Und genau dort würde er hingehen…

***

An diesem Morgen hatte Helga Stolze schon früh zur Flasche gegriffen.

Die Kinder waren in der Schule, und plötzlich hatte sie wieder das verdammte Zittern erwischt. Sie konnte nichts dagegen tun, sie wußte aber, woher es kam, denn sie war das, was man eine Alkoholikerin nannte. Die Frau hing an der Flasche. Sie konnte nicht anders. Schon seit ihr Mann sie verlassen hatte und auf Nimmerwiedersehen mit irgendeinem Flittchen verschwunden war, hatte sie versucht, sich mit Hilfe des Alkohols zu trösten, was natürlich voll danebengegangen war.

Alkohol ist kein Trost.

Als Helga Stolze dies merkte, war es bereits zu spät. Da befand sie sich in den Fängen dieser verfluchten Sucht, und sie sah auch keine Chance, davon loszukommen.

Einen Job hatte sie nicht. Das Sozialamt bezahlte die Miete für eine kleine Wohnung, in der sie mit den beiden Kindern Jens und Silvia wohnte.

Jens war zwölf Jahre alt, Silvia elf. Beide waren kurz hintereinander zur Welt gekommen. Damals war sie stolz auf die Kinder gewesen, heute empfand sie die Nachkommen als störend und fing sogar an, die beiden zu hassen.

Ihr Schicksal hatte auf die beiden abgefärbt. Die Zeiten, wo sie gute Noten nach Hause gebracht hatten, waren vorbei. Beide waren abgesackt, aber das war ihr letztendlich egal. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Sollten sich die Kinder zum Teufel scheren!

Die Gedanken erwischten sie nicht immer so stark. Nur wenn sie sich in einem Zustand der Depression befand, da sah sie jeden in ihrer Umgebung als Störenfried und Feind an.

Selbst die eigenen Kinder!

Es war schon eine grausame Zeit, die Helga Stolze durchlebte, und sie hatte manchmal den Eindruck, an einem Tag ein Jahr älter zu werden.

Dabei war sie erst vierunddreißig. Ein tolles Alter, wo den meisten die Welt noch offenstand, nur ihr nicht.

Sie kam aus dem Schlafzimmer, die Flasche mit dem scharfen Weinbrand in der rechten Hand. Sie schwang sie bei jedem Schritt wie eine Trophäe und verzog das Gesicht, als sie in die Nähe des Wandspiegels geriet, der zwei von oben nach unten verlaufende Risse

zeigte. Zweimal hatte sie die Fläche vor Wut mit einem Messer traktiert, weil er ihr eine Frau zeigte, die sie nicht akzeptieren konnte.

Schlimm, sehr schlimm… Sie hustete und blieb diesmal vor dem Spiegel stehen. Was sah sie? Fettige Haare, die in graublonden Strähnen ein schmales und zerfurchtes Gesicht umgeben, dessen Haut gelb und fleckig aussah. Dazwischen fielen die Lippen kaum auf, denn ihr natürliches Rot war ebenfalls verblaßt, und die schienen in den Hautfalten zu versinken. Die Augen sahen stumpf aus, sie hatten den klaren Blick längst verloren und paßten eher zu einer Greisin, die auf den Tod wartete.

Es war kein Leben mehr, das sie führte. Es war alles so verdammt beschissen. Sie war aus dem Bett gestiegen und hatte sich nicht normal angezogen, sondern den fleckigen Kittel über das Nachthemd gestreift, den sie auch jetzt noch trug. Sie hatte ihn nur nachlässig zugeknöpft, und der Ausschnitt ließ die Hälfte ihrer Brüste sehen, auf die sie einmal so stolz gewesen war.

Das war vorbei…

»Scheiße!« sagte sie und drehte sich vom Spiegel weg, denn sie konnte ihren eigenen Anblick nicht mehr ertragen. Der Magen war leer, sie mußte etwas essen, doch zugleich spürte sie wieder das Zittern. Sie war jemand, der die Nahrung auch flüssig zu sich nehmen konnte - in Form von Weinbrand.

Sie ging in die Küche, in der sie auch schlief. Im Wohnraum standen zwei Liegen, dort fanden die Kinder ihre Betten, aber Helgas Reich war eben die Küche mit den einstmals schönen Holzmöbeln, die ihr ehemaliger Mann noch geschreinert hatte.

Helles Morgenlicht flutete durch das Fenster und erwischte Helgas Gesicht, was der überhaupt nicht paßte, denn sie liebte das Dämmer und die Dunkelheit.

Rasch zog sie das Rollo herunter, filterte somit das Licht und ließ sich schwer auf den Küchenstuhl fallen.

Die Flasche stellte sie vor sich auf den Tisch. In der Küche hing noch der Geruch der Spiegeleier. Sie hatte den Kindern beigebracht, wie man ein Spiegelei zubereitete, und vor allen Dingen Jens hatte sich sehr geschickt angestellt.

Beide wußten, was mit ihrer Mutter los war, ließen es sich aber nur selten anmerken. Natürlich kannte man auch im Ort ihr Problem. Die meisten Menschen mieden sie. Der junge Pfarrer aber hatte versucht, mit ihr über das Problem zu reden. Er wollte sie auch in eine Klinik stecken, aber dagegen hatte sie sich vehement gewehrt und den Pfarrer letztendlich aus der Wohnung geworfen.

»Irgendwann«, murmelte sie, »irgendwann ist die grausame Zeit vorbei, das steht fest.« Sie bestätigte dies durch ein Nicken und griff zur Flasche. Da leuchteten ihre Augen auf, als der Alkohol in ihren

Mund floß, sich auf die Reise durch die Kehle und den Magen machte, wo er für eine wunderbare Wärme sorgte.

Beim Anheben der Flasche hatte ihre Hand noch gezittert, das aber hörte auf, je länger sie trank. Und sie hatte einen langen Zug.

Im Hals spürte sie ein leichtes Brennen, das jedoch vom wohligen Gefühl im Magen überstrahlt wurde. So war es immer. Nach dem ersten Schluck sah die Welt ganz anders aus, da fühlte sie sich dann wohler.

Sie hockte am Tisch und drehte ihren Kopf leicht nach links. Jetzt hatte sie die Glotze im Blickfeld. Ohne sie hätte sich Helga in der Küche nicht aufhalten können. Der Fernseher war der einzige Kanal zur Außenwelt, da konnte sie sich von den bunten Bildern der morgendlichen Serien berieseln lassen und nahm sie sogar noch in einem halb betrunkenen Zustand wahr.

Leider funktionierte die Fernbedienung nicht mehr. In einem ihrer Rauschzustände hatte sie das Gerät vor Wut zertreten, weil es angeblich nicht mehr funktionierte. Dabei waren nur die Batterien leer gewesen.

Um die Glotze einzuschalten, mußte sie aufstehen und den Apparat manuell bedienen. Das wollte sie nicht. Sich zu erheben, hätte eine gewisse Anstrengung bedeutet. Sie fühlte sich zwar nicht unbedingt müde, aber der genossene Weinbrand hatte sie in einen Zustand der Lethargie hineingebracht, in dem ihr vieles egal war.

So blieb die Mattscheibe grau wie ihr Leben, auf das sie am liebsten gespuckt hätte. Helga Stolze murmelte etwas vor sich hin, sah wieder die Flasche und streckte bereits den Arm aus, um den nächsten morgendlichen Schluck zu nehmen, als sie gestört wurde, denn das in der Nähe stehende Telefon tutete.

Zuerst verzog sie das Gesicht. Das Geräusch drang einfach zu scharf und laut durch ihren mißhandelten Kopf. Schon einmal war sie fast dicht daran gewesen, das Telefon aus dem Fenster zu werfen, hatte zum Glück davon Abstand genommen.

Sie bewegt ihre Hand in eine andere Richtung. Der Apparat stand auf der Fensterbank. Die geringelte Schnur zog sich in die Länge, als Helga den Hörer an ihr Ohr preßte und sich mit einem brummigen Wort meldete, das kein Anrufer verstehen konnte.

»Mutti…?«

Helga Stolze lachte blechern auf, denn sie hatte die Stimme ihres Sohnes gehört. »Was ist denn, Jens?«

»Äh - geht es dir gut?«

»Hör auf mit dem Mist!« murmelte sie.

»Ich wollte dir nämlich nur etwas sagen.«

»Mach schon.«

»Wir sind nicht mehr in der Schule. Wir haben frei bekommen,

verstehst du, Mutti?«

Klar, sie hatte verstanden, aber sie begriff den Grund nicht. »Warum das denn? Haben die Pauker keine Lust?«

»Wegen der Kirmes.«

»Was?«

»Ja, es ist doch Kirmes in der Stadt. Und da hat man uns freigegeben. Zumindest die letzten beiden Stunden. Silvia und ich wollen auf die Kirmes gehen und uns dort umschauen. Wir kommen dann erst später nach Hause. Am Nachmittag.«

»Ja, gut.« Helga schniefte. »Habt ihr denn Geld?«

»Etwas schon.«

»Ich habe nämlich nichts.«

»Brauchst du auch nicht, Mutti. Wir haben dir nur Bescheid sagen wollen, damit du dir keine Sorgen machst.«

»Klar, ist schon gebongt.«

Eigentlich hätte Jens jetzt auflegen müssen, aber etwas hielt ihn zurück.

»Mutti«, seine Stimme nahm einen weinerlichen Tonan. »Warum hast du denn wieder getrunken? Du weißt doch, daß wir - ich meine, wir brauchen dich doch…«

Helgas Lippen zuckten. Sie war nicht so betrunken, als daß sie die Worte nicht begriffen hätte, und sie fühlte Eis über ihren Rücken laufen.

Ihre Hand wurde schwer, Tränenwasser trat in ihre Augen. Die Stimme des Jungen hatte sie bereits wie aus einer großen Ferne gehört.

»Schon gut«, sagte sie.

»Mutti, du…«

Helga Stolze legte auf. Hätte sie es nicht getan, dann hätte der Junge das Weinen gehört, das sie wie ein gewaltiger Ansturm überkommen hatte. So aber blieb sie allein, und ihr Kopf sank dem Küchentisch entgegen, den sie bald mit der Stirn berührte.

Es war so beschissen, so schrecklich, so anders geworden. Sie kam nicht mehr zurecht. Sie hatte keine Kraft mehr gefunden. Das Leben war an ihr vorbeigelaufen. Sie fühle sich einsam und so schrecklich allein, wie eine Gefangene. Helga wußte über ihre eigene Unzulänglichkeit, aber sie hatte nicht mehr die Kraft, dagegen anzugehen. Sie mußte sich dabei mit den eigenen Händen aus dem Sumpf hervorziehen, aber das würde sie wohl nicht schaffen.

Sie weinte. Ihre Nase war verstopft. Sie griff in die Kitteltasche, wo ein Papiertuch steckte. Sie putzte sich die Nase, das Tuch fiel ihr aus der Hand und blieb neben dem Stuhl liegen. Helga kümmerte sich nicht darum.

Es war ein schlimmes Leben. Von einer Depression in die andere

fallend, das konnte man nicht lange durchhalten. Irgendwann war endgültig Schluß, alles vorbei und…

Etwas störte sie.

Bisher war es in der Küche still gewesen. Auch aus dem Hausflur hatte sie keine Geräusche gehört, nur sie selbst hatte Laute produziert, aber die anderen, die Stimme sogar, die bildete sich Helga bestimmt nicht ein.

So betrunken war sie nicht. Sie hatte das geheimnisvolle Flüstern deutlich gehört.

Ihr Gesicht war verquollen, die Augen waren es ebenfalls, und mit einer sehr langsamen Bewegung hob die Frau den Kopf. Sie war zwar nicht richtig klar im Hirn, aber sie merkte schon, daß sich in ihrer Nähe etwas verändert hatte.

Nur sah sie nichts.

Die Küche war dieselbe geblieben, nichts hatte sich verändert. Es war niemand durch die Tür gekommen, und es stand auch keiner im Flur, wie sie mit einem Blick über die Schulter feststellte.

Und doch war sie nicht allein. Etwas Unheimliches umgab sie, und sie merkte es daran, daß sie etwas wie ein Hauch spürte, der sacht über ihren Kopf hinwegstrich, die Haare leicht berührte und es schaffte, sie in die Höhe zu stellen.

Die Gänsehaut war ebenfalls vorhanden. Sie kroch an Helgas Rücken hinab und klammerte sich an ihr wie eine Eisbahn fest.

»Sei vernünftig, Helga, sei vernünftig…«

Die Frau glaubte, verrückt geworden zu sein. Oder sich auf dem Weg ins Delirium zu befinden, denn sie hörte eine Stimme, obwohl sich niemand in der Küche aufhielt. Trotzdem hatte ihr jemand geraten, vernünftig zu sein, und darüber kam sie nicht hinweg. Wer denn?

»Wo bist du?« sprach sie ins Leere hinein. »Verdammt noch mal, wo hast du dich versteckt?«

»Ich bin in deiner Nähe.«

»Ich sehe dich nicht.«

Der unheimliche Sprecher ging nicht auf die Bemerkung ein. Helga Stolze saß nach wie vor auf dem Stuhl, nun aber drehte sie sich auf der Sitzfläche, weil sie alle Teile der Küche absuchen wollte. Noch in der Bewegung spürte sie den Hauch, der, kaum daß er sie gestreift hatte, sich in eine Stimme verwandelt. »Liebst du deine Kinder, Helga? Liebst du deine Kinder?«

»Ja, ja. Was soll das?«

»Liebst du sie wirklich?«

»Ich mag sie.«

»Dann mußt du sie retten, Helga. Du mußt dich beeilen, wenn du deine Kinder retten willst.«

Helga Stolze kam nicht mehr mit. Möglicherweise lag es auch am

Alkohol, daß die Realitäten so verschwammen. Sie brachte alles durcheinander. Sie stöhnte, sie wühlte mit den Fingern durch die Haare.

Ihr war schlecht, und zugleich suchte sie noch immer den geheimnisvollen Sprecher oder die Sprecherin.

Beide waren nicht zu sehen.

»Wer bist du denn?« keuchte sie schließlich. »Himmel, ich - ich sehe dich nicht. Wer und wo bist du?«

»Bei dir.«

»Ja und…?«

»Deine Kinder, Helga«, wisperte es aus dem Unsichtbaren. »Deine beiden Kinder, Jens und Silvia, befinden sich in großer Gefahr. Der Tod ist unterwegs, der Tod auf zwei Beinen will sie holen. Er will sie auf dem Altar des Bösen opfern. Du mußt etwas tun, du mußt deine Kinder retten, Helga, denn du bist die Mutter!«

»Aber sie sind noch - ich meine, ich weiß nicht, ob sie noch in der Schule sind. Sie wollten auf die Kirmes…«

»Eben.«

»Aber du weißt alles!« rief sie. »Warum rettest du sie nicht?«

»Ich kann es noch nicht. Ich muß die Dunkelheit abwarten und auch den Mond. Noch kann ich es nicht, ich bin einfach zu sehr gefangen, verstehst du das?«

»Nein, nein…«

»Rette deine Kinder. Die Gegenwelt soll ihr Blut nicht bekommen. Rette sie, Helga, rette sie - rette sie…« Die Stimme wurde immer leiser, war dann gar nicht mehr zu hören. Und die Stille lastete zwischen den vier Wänden.

Helga Stolze aber saß am Küchentisch und starrte ins Leere. Sie hatte zuviel getrunken, sie war aber nicht betrunken, sondern nur angetrunken. Allmählich lichtete sich der Nebel in ihrem Gehirn, und sie begann wieder nachzudenken.

Etwas war geschehen. Sie hatte eine Stimme gehört, und sie hatte sich diese Stimme nicht eingebildet.

Rette deine Kinder. Rette deine Kinder…

Sehr deutlich schwangen die Worte noch durch ihr Gedächtnis, und sie wußte, daß die grausame Zeit für sie und auch für Jens und Silvia erst begonnen hatte…

ENDE des ersten Teils